

## Der Schmelz des Lebens

Ich erzähle Ihnen heute eine Geschichte, die seit Anbeginn der Zeit erzählt wurde, in einem immer anderen Gewande, die jedoch im Kern stets dasselbe menschliche Handeln berichtet.

Diese hier beginnt damit, dass mein Vater, ein Vertreter für Handelswaren, eines Tages auszog, die Welt mit einem eigenen Produkt zu erobern, dessen zartfühlender Schmelz schon bald den Gaumen aller Menschen der großen weiten Welt reizen sollte. Auf einer Reise durch die Schweiz, die er eigentlich nutzen wollte, um neue Geschäftspartner für seinen Außenhandel zu gewinnen, da das heimische Gebiet unter den alteingesessenen Handelsvertretern bereits kartellähnlich aufgeteilt war – auf dieser Arbeitsreise musste er vor einem heftigen Gewitterschauer in einem kleinen Dorf Halt machen, dessen nachbarschaftliche Berge wie ein natürlicher Schutz vor allen Gefahren wirkten, was schlecht und unrecht war. In dieser Welt schien noch alles in Langsamkeit zu leben, die meisten Menschen betätigten sich in der Landwirtschaft oder gingen einem Handwerk nach und die großen und weltentreibenden Veränderungen der Neuzeit waren noch nicht an diesen abgeschiedenen Ort gelangt, sodass selbst der wertlose Wagen meines Vaters wie ein Ding aus einer anderen Welt erschien. Doch so sehr mein Vater wie ein Eindringling von außerhalb in dieser scheinbar heilen Welt wirken musste, erkannte er sofort, dass er unter den liebenswürdigsten Menschen gekommen war, die er in seinem bisherigen Leben getroffen hatte. Kaum dass er bei den netten Menschen vor einem heftigen Unwetter untergekommen war, fand er das Geheimnis der Berge und war seither verzaubert. Und in jenem Moment, in dem er das Geheimnis des Berges verstand, wusste er bereits, dass er sich das nötige Wissen angeeignet hatte, um in der Welt außerhalb den Erfolg zu haben, den er sich für sich und seine kleine Familie erhoffte, die bisher eher am Hungertuch genagt hatte als an fetten Speisen.

Seine Frau, meine Mutter, eine zierliche junge Dame aus der Nachbarschaft meines Vaters, beklagte sich mit keinem Wort über das magere und oft ausfallende Einkommen ihres Mannes, doch wenn sie am späten Sonnabend auf dem gemeinsamen Spaziergang an den geschlossenen, aber herrlich ausgeleuchteten Schaufenstern der Innenstadt vorbeiging, spürte er die aufseufzenden Wallungen, die im Körper seiner Frau ihr Unwesen trieben und die sie mühsam niederkämpfen musste. Seither hatte sich mein Vater geschworen, dass er einen Ausweg für seine Familie finden würde, nicht einmal so sehr für sich; denn ihm war es genug, was er hatte, doch auf lange Sicht würden seine Kinder eine gute Ausbildung benötigen, damit sie die Gelegenheit erhielten, einen anderen Weg als ihr Vater einzuschlagen. Mit dem sicheren Wissen, die Lösung für alle seine Wünsche gefunden zu haben, stieg mein Vater am folgenden Morgen bei besserem Wetter in sein Auto, wendete und machte sich auf die Heimreise, ohne auch nur einen Neukunden geworben zu haben, und meine

Mutter staunte nicht schlecht, als er bereits weit vor der verabredeten Zeit vor der Tür stand und ihr einen Strauß Blumen mitbrachte, der erste, den er sich seit ihrer gemeinsamen Hochzeit geleistet hatte. Zunächst wollte ihn meine Mutter für seine Verschwendung ausschimpfen, doch sie hielt inne, als sie den forschen und herausfordernden Schritt ihres Mannes erkannte, ein veränderter Gang, weniger schleichend als vielmehr dynamisch, den er seither an den Tag gelegt hatte.

»Etwas muss auf der Reise geschehen sein«, dachte sie bei sich, »sonst würde er trauriger und weniger forsch daherkommen, aber so stolz und voller Zutrauen habe ich ihn nicht einmal auf unserer Hochzeit gesehen.«

Meine Mutter sagte sich, dass sie ihm zuerst zuhören wolle, ehe sie mit den Vorwürfen loslege, die sich in ihr stauten – von der Verantwortung gegenüber der Familie bis zum Gedenken an ihre und seine armen Eltern, die sie zuweilen mit einer kleinen Geldspende über Wasser halten mussten. Freudestrahlend hielt er, trotz dessen, dass sie den Strauß Blumen bereits gesehen hatte, diesen hinter seinem Rücken versteckt, bis er einen Schritt von ihr entfernt stand, um ihr sogleich weitere Vorwürfe einfallen zu lassen, doch mit einem gequälten Lächeln und einer gespielten Freudigkeit ob ihres eigenen Schwurs, nie jammern zu wollen, fragte sie ihn mit dem freundlichsten Tonfall, zu dem sie augenblicklich fähig war, ob seine Reise denn erfolgreich gewesen sei, da er schon wieder zu Hause angekommen sei.

»Viel erfolgreicher, als du es dir vorstellen kannst, auch wenn ich keinen einzigen Neukunden an Land gezogen, ja nicht einmal mit einem gesprochen habe. Du wirst staunen, welche Entdeckung ich in einem Bergdorf in der Schweiz gemacht habe, mit dem ich unsere Familie in der Zukunft aus dem derzeitigen Stand in einen gut situierten führen werde.«

Sein Enthusiasmus ließ sie kaum zu Wort kommen, und als im Hintergrund der Erstgeborene, mein ältester Bruder, zu schreien anfang, lief sie unentwegt in den einzigen Raum, den ihre kleine Wohnung neben dem Schlafzimmer bot, und schaute nach dem Säugling, der weinend in seiner Wiege lag, hob ihn hoch und wirkte beruhigend, nicht ohne selbst eine Träne der Trauer zu vergießen. In der Zwischenzeit hatte mein Vater sich seines Mantels und seines Hutes am Kleiderhaken entledigt und war zum Tisch getreten, an den er sich setzte und aus seiner Brieftasche einige Fetzen Papier zutage brachte, die er alle fein säuberlich nebeneinander ausbreitete.

»So«, begann er träumerisch, indem er die Zettel in die richtige Reihenfolge brachte, »zuerst muss man dies machen, dann dies und schlussendlich ist sie fertig und schmilzt in einem feinen Hauch dahin, dass es die Sinne täuscht, bis es vorbei ist und der Genießer erneut aus dem Sinnestraum zum Leben erwacht.«

Mein ältester Bruder hatte mit dem Schreien aufgehört und sich beruhigend in den Schlaf wiegen lassen, als meine Mutter aufstand, zu ihrem Mann am Tisch ging und über seine Schulter blickend

die ausgebreiteten Zettel betrachtete, die nichts als ein Mischungsverhältnis und die Anleitung zur Zubereitung enthielten.

»Was in drei Teufels Namen ist das für ein Rezept?«, fragte sie etwas erschrocken und glaubte, dass mein Vater den Verstand verloren hatte.

»Eins nach dem anderen, Liebling«, antwortete er mit seiner ruhigsten Stimmlage, stand auf und gebot seiner Frau, sich auf seinen Stuhl zu setzen. Indem sie sich verwirrt niedersetzte, den Blick weiterhin auf die geordneten Zettel geheftet, setzte er sich ihr seitlich gegenüber, atmete tief durch und begann mit der Geschichte seiner Reise in die Schweiz.

»Bereits als ich über die Grenze fuhr und im Hintergrund die Berge auftürmen sah, über denen die Sonne freundlich stand, wusste ich, dass es eine gute Reise mit einem dementsprechenden Erfolg werden würde, aber wer konnte denn ahnen, dass es gleich ein derart gewaltiger werden würde; doch dazu später mehr. Ich fuhr bis zu einem See und blickte über das sich kräuselnde Wasser, machte Halt und genoss die allumfassende Stille dieser Szenerie, in der ich der Einzige zu sein schien. Nur weit entfernt sah ich Fischerboote am anderen Ende des Sees. Selten habe ich einen derartigen Frieden in meiner Seele verspürt und eigentlich wollte ich diesen Augenblick bis zu seinem letztmöglichen Ende auskosten, doch es fing unmittelbar zu regnen an und ich musste mich zu meinem Auto sputen, um nicht völlig nass zu werden. Verwundert blickte ich aus meiner Frontscheibe zum Himmel hinauf und konnte es kaum glauben, dass es solche Wetterkapriolen an diesem herrlichen Flecken dieser Welt gibt. Ein gewaltiger Sturzbach schüttete eine Unmenge an Regenwasser auf die Erde hinab und mir gelang es nur mit sehr langsamer Geschwindigkeit voranzukommen, so sehr war meine Sicht eingeschränkt. Selten genug konnte ich das Ende der Fahrbahn an den Seiten erkennen, und zuweilen hatte ich das Gefühl, in einer untergegangenen Welt, die von der Sintflut verschüttet worden war, dahinzugleiten, und es hätte mich keineswegs überrascht, wenn solch sonderliche Erscheinungen wie Wassernixen oder prähistorische Wasserwesen um mich herum geschwommen wären. Das Unwetter dauerte fort und umspülte die gesamte umliegende Welt, die Schotterstraße weichte auf und in mir keimte eine weitere Angst, an Ort und Stelle mit dem Auto stecken zu bleiben, dessen Winterketten ich natürlich zu Hause gelassen hatte, da es ja bis zum Winter noch einige Monate waren. Langsam und auf jeden Rutscher bedacht, fuhr ich die kaum sichtbare Straße entlang und hoffte, dass ich jede Kurve und jeden Abhang rechtzeitig entdeckte, denn stehenbleiben schien für mich keine Option zu sein. So tastete ich mich Meter um Meter voran, stets im ersten oder zweiten Gang, bis die Straße mit einem Mal leicht anstieg und ich nach einigen hundert Metern in eine kleine Siedlung einfuhr, wo der Regen aufgrund der Hindernisse ein wenig seichter wurde. Kaum war ich in das Dorf hineingefahren, suchte ich eine Stelle, an der ich meinen Wagen geschützt abstellen konnte, und zu meinem Glück fand ich mehrere Bäume, unter deren dichtem Laub ich mich ein wenig vor den sintflutartigen

Regenfällen in Sicherheit bringen konnte. Kaum hatte ich den Motor abgestellt, umschlugen mich die Töne der gesammelten, dicken Tropfen auf dem Dach, die sich an den Blättern sammelten und dann trommelnd auf das Dach niederkrachten. Sie waren dermaßen tönend, dass ich das Klopfen des Menschen überhörte, der unter einem dicken Schutz an mein rechtes Wagenfenster getreten war und auf sich aufmerksam machen wollte, jedoch meine Aufmerksamkeit erst erhielt, als er geräuschvoll die Türe öffnete und mich zu Tode erschreckte. »Kommen Sie doch in unsere warme Stube hinein«, sagte der Mann und zeigte auf ein Haus mit einer angelehnten Tür in der Nähe der Bäume. »Sie sind gewiss ein Durchreisender, der von dem schlimmen Wetter überrascht wurde. Vielleicht möchten Sie sich drinnen ein wenig aufwärmen und Ihre Kleidung trocknen, ehe Sie nach dem Regenguss weiterreisen.« Im ersten Moment wusste ich nicht, was ich sagen sollte, doch die einladende Mimik des greisen Mannes – denn erst jetzt erkannte ich das Alter meines Wohltäters – ließ eigentlich keinen Widerspruch zu. Ich dankte für die Einladung, nahm die beiden wichtigen Koffer von meinem Rücksitz, den einen mit meiner Wechselwäsche, den anderen mit den Handelsgütern, und folgte dem Greis, der sich unter einem Tuch gegen den prasselnden Regen schützte und mir auch eines gab, das ich aber nur über meinen Kopf halten konnte, indem ich ihm einen Koffer reichte, den er auch ohne Widerspruch an sich nahm. Ich schlug die Türe meines Autos zu und fluchtartig liefen wir hintereinander zu der angelehnten Tür, die der Greis mit einer erstaunlichen Standfestigkeit rammte, sodass sie beinahe aus den Angeln sprang; ich trat schnellen Schrittes in das Haus ein und fühlte sogleich die wärmende, trockene Hitze eines guten Feuers, das seit Stunden brannte und die Luft mit dem lieblichen Duft alten Harzes erfüllte. Doch bereits im zweiten Moment drang ein davon abweichender Geruch in meine Nase, den ich auf diese Art und Weise noch niemals gerochen hatte: zwischen süßlich und herb, zwischen göttlich und abgrundtief lüstern-menschlich. Indem ich meinen Koffer zu dem anderen, vom Greis abgesetzten stellte, sah ich mich in der groß angelegten Stube verwundert um, suchte nach der Herkunft dieses Geruches und erkannte im Hintergrund eine ebenfalls greisenhafte Dame, die in einem kleinen Topf auf dem Herd beständig rührte. »Entschuldigen Sie«, begann sie und blickte über ihre Schulter zu mir, »dass ich Ihnen nicht die Hand zur Begrüßung geben kann, aber ich muss darauf aufpassen, dass meine Schokolade auf dem Herd nicht verbrennt.« Jetzt wusste ich, woher der lieblich-süße und herb-aromatische Geruch wehte, und ich fragte mich, welche Art der Schokolade sie wohl zubereitete, doch sogleich erwachte ich aus meinen schweifenden Gedanken und sagte, dass es nicht schlimm sei, denn eine gute Mahlzeit brauche auch eine gute und aufmerksame Köchin, und zudem bedankte ich mich für die freundliche und gastliche Aufnahme in ihrem Heim. »Draußen kübelt es wie aus Eimern«, sagte die Frau in einem amüsanten Tonfall, und ich musste bei dem Gedanken grinsen, wie alle Himmelsfiguren aus allen Geschichten auf den Wolken sitzen und einen Eimer nach dem anderen auf diese Gegend ausschütteten, wobei die sonst so lebenswürdigen

Engelskinder am schelmischsten grinsten. »Möchten sie etwas essen oder trinken?«, fragte mich der Greis, als er sich seiner klammen Kleidung entledigt hatte, und ging mit seinen wollgefütterten Pelzschuhen um den Tisch zu seiner Frau, um in den Topf zu schauen, in dem sie gerade rührte. »Lass bloß deine Finger aus der Schokolade«, warnte sie den Herannahenden, und gewiss hatte er bereits schon öfters von der braunen Masse genascht, während sie für einen kurzen Moment nicht aufpasste, doch dieses Mal hatte sie seinen Annäherungsversuch erkannt und stellte sich zwischen ihn und den Topf. Ich betrachtete dieses muntere Schauspiel, wie er nun versuchte, auf der anderen Seite an ihr vorbei in den Topf zu langen, und ich vergaß dabei ganz meine sonst so galante Höflichkeit, denn ich hatte nicht auf seine Frage geantwortet, doch als er mich erneut fragte, vernahm ich keinerlei Erbitterung über mein Nichtantworten, sodass ich dankend ablehnte und log, vor kurzem erst etwas zu mir genommen zu haben. Zu sehr war ich von der Greisin fasziniert, die mit einer Seelenruhe und Hingabe in dem Topf rührte, mit einer Beständigkeit, die einem Schweizer Uhrwerk gut zu Gesicht gestanden hätte, und in diesem Moment hätte ich alles dafür gegeben, einmal meinen Finger in die dunkle Masse eintauchen zu dürfen, die mit einer solchen Liebe zubereitet wurde. Die Zeit in diesem Raum verdichtete sich derart, dass ich nicht sagen kann, wie lange ich in diesem Zustand der Greisin beim Rühren zusah, doch mit einem Male umfasste sie mit gestrenger Hand die seitlichen Griffe, nahm den Topf kraftvoll vom Feuer und ergoss den Inhalt in vorgefertigte und eingefettete Holzschalen, gewiss, damit die Schokolade abkühlen und aushärten konnte. Wie beim Erschaffen eines Kunstwerkes schaute ich gebannt ihrem Treiben zu und vergaß nicht nur meine nasse Kleidung, sondern auch den Greis, der sich in der Zwischenzeit um das Aufräumen des Tisches gekümmert hatte. »Setzen Sie sich doch«, sagte er scheinbar aus einer anderen Welt kommend, doch ich wachte davon aus dem zuckersüßen Traum auf, blickte ihn nur kurz verstört an und ließ mich ohne ein Wort zu entgegnen auf den hölzernen Stuhl nieder; weiterhin das eigenartige Theaterschauspiel der Greisin im Auge behaltend. Das Schmatzen meiner nassen Kleidung, als ich das Wasser mit meinem Gewicht aus dem vollgesogenen Stoff herausdrückte, ließ mich meinen Fehler erkennen und ich bat umgehend um Entschuldigung, doch dem Greis schien es nicht aufgefallen zu sein. Ich erhob mich erneut vom Stuhl, fragte, wo ich meine Kleidung wechseln könne, und wurde in den hinteren Teil des Hauses gewiesen, wo es mir mit einiger Mühe gelang, mich von der an der Haut klebenden Kleidung zu entledigen. Hier, im abgelegenen Teil des Hauses, war die Luft ein wenig reinlicher und ging kaum mit dem süßlich-herben Duft der Küchenstube schwanger, doch als ich zum Küchentisch zurückkehrte, nahm mich dieser Geruch erneut in Beschlag und meine Sinneswahrnehmungen gingen ein weiteres Mal auf die Entdeckungsreise. Kaum hatte ich mich an den Tisch gesetzt, wurde ich auch schon von der Greisin gefragt, ob ich gerne etwas zum Aufwärmen hätte, eine Suppe vom Tage könne sie auf die Schnelle warm machen oder ein heißes Getränk, doch ich wiegelte ab, jedoch war das Verlangen

in mir derart stark, dass ich mich schlussendlich überwand und fragte, obgleich ich die Antwort bereits kannte, was hier in der Stube so unglaublich gut riechen würde. »Wir machen Schokolade nach althergebrachter Tradition«, antwortete sie mir mit einem wohlmeinenden Lächeln und bot mir eine Schale mit einer bereits ausgehärteten Schokolade an, die sie von der Fensterbank nahm, jenes Fensters, hinter dem weiterhin die Welt sintflutartig versank. »Sie wird ihnen gewiss schmecken«, warf der Greis in den Raum, mit einem verschmitzten, wissenden Lächeln um die Qualität der Schokolade, doch im sofort folgenden Moment fauchte sie ihn an, dass er besser den Mund halten solle, denn ihr Gast wolle gewiss unvoreingenommen das Resultat ihrer heutigen Mühen kosten. Wie ein geprügelter Pudel zog sich der Greis vom Tisch zurück, und ich hatte nun die Zeit, mich um die Form mit der Schokolade zu kümmern, deren Duft meine Nase derart umwob, dass sich alle meine Härchen aufstellten, um möglichst viel davon abzubekommen. Langsam versuchte ich, die braune erstarrte Masse aus der Form zu holen, doch es wollte mir nicht gelingen, ehe die Greisin mir andeutete, dass ich die Form mit der umgedrehten Seite zunächst auf den Tisch klopfen müsse, damit sich der Inhalt von ihr löst. Ich klopfte zuerst vorsichtig, doch sie forderte mich auf, nicht zu zaghaft zu sein, und machte es mit einer anderen Form vor, deren Inhalt sogleich beim ersten Klopfen heraussprang, mit einem Wohlwollen, dass es mir über den ganzen Rücken schauderte. Auch ich ging nunmehr daran, die Form etwas unsanfter zu behandeln, und bei mir sprang die Schokoladenmasse beim zweiten Klopfen raus, jedoch so weit, dass sie gleich in zwei ungleiche Teile zerbrach, was jedoch nicht sehr schlimm war, da ich sie so oder so zerbrochen hätte. Vielleicht war es sogar besser, denn jetzt musste ich mir keinerlei Gedanken darüber machen, dieses Gesamtkunstwerk aus den Händen der Greisin zu zerbrechen, da es bereits in Scherben vor mir lag. Langsam und mit ehrfürchtigem Bedacht nahm ich das kleinere Stück aus der Form heraus und führte es an meine Lippen, die bereits bei der ersten Berührung versinnlichten, welchen unglaublichen Schmelz diese Schokolade hatte. Ich führte das Stück weiter in den Mund, biss eine Ecke davon ab, legte den Rest erneut auf die Form, damit meine Finger nicht allzu sehr verschmutzen, und begann, die Aromen der Schokolade in all ihren Ausprägungen zu erschmecken, von denen es reichlich gab, denn sobald die Schokolade meine Zunge berührt hatte, flossen aus ihr die wohlschmeckendsten Zutaten über die Bereiche meiner Zunge, sodass es mich ein weiteres Mal über den Rücken, ach was sage ich, mein ganzer Körper zitterte bei dieser Lusterfahrung, die stärker war als alles, was ich je in meinem Leben mit meinen Sinnen verspüren durfte. Es war wie eine Offenbarung, als ob die Zeit angehalten worden wäre, so sehr verteilte sich der Geschmack in meinem Mund und ich traute mich kaum, auf der Schokolade herumzulutschen; ich hatte viel zu sehr die Angst davor, dass dieser Moment der absoluten Glückseligkeit enden würde, hatte viel zu viel Angst davor, dass ich dieses Meisterwerk der Koch- und Backkunst nicht genügend würdigen könne. Es vergingen unendlich viele Momente, ehe ich mich zwang, meinen

Mund zu leeren, um ein passendes Urteil den wartenden Greisen abgeben zu können, und ich genoss jeden Augenblick, solange die nicht zu süße, leichtherbe braune Masse in meinem Mund aufgelöst und heruntergeschluckt war. Ich sah, wie der Greis sich neben dem Tisch aufgebaut hatte, mit einer Miene, die sagen wollte, dass er es bereits im Vorhinein gewusst hatte und erneut bestätigt worden war, während sie zu ihrem Ofen zurückgekehrt war, um die restliche geschmolzene Schokoladenmasse in die letzte Form zu verteilen, die jedoch nicht mehr voll wurde. »Wollen sie den Rest aus dem Topf schlecken?«, fragte sie mich und hielt mir den silbernen, sehr benutzt aussehenden Topf mitsamt seinem braunen Innenleben entgegen, sodass ich ihn ohne Worte zu mir nahm und wie ein kleiner Lausub begann, die restliche Flüssigschokolade vom Rand abzuschlecken. Jeder zusehende Mensch hätte mich und meine Handlungen als peinlich empfunden, fern von jedem Taktgefühl und jeder Höflichkeit, doch diese Schokolade war eine Preisung an die höchsten Gefühle, die man in der Küche erregen konnte, und diese Glücksgefühle übertrafen die letzten Widerstände meiner Scham um Längen. Ich fühlte mich im siebten Himmel, dort, wo ich mich sonst nur befand, wenn man seine eigene Verliebtheit erkennt oder die fünfte Symphonie von Gustav Mahler im zweiten Satz zu ihrem Höhepunkt entgegenstrebt; die Schokolade hatte mich aller anderen Sinne beraubt und mir allein den einen gelassen: den absoluten Genusssinn. Es brauchte seine Zeit, ehe ich aus meinen Genussträumen in die Wirklichkeit zurückkehren konnte, und ich war im ersten Moment verwundert, dass alles seinem gewohnten Gang nachstrebte; der Greis machte neues Feuer im Heizofen, während die Greisin begann, den gebrauchten und von mir ausgeschleckten Topf mit heißem Wasser auszuspülen. Außerdem kann ich kaum sagen, wie lange ich geträumt hatte, denn als ich aus dem seitlichen Fenster blickte, war der Regen verschwunden und eine strahlende Sonne brach sich an den Regentropfen, die noch an der Scheibe perlten. Ich stand auf, ging zur Fensterbank und blickte, mich auf sie abstützend, nach draußen, wo tatsächlich die Sonne den Regen abgelöst hatte und im Hintergrund ein breiter Regenbogen in allen Farbschattierungen die Szenerie verschönerte. »In welche Traumwelt mich dieses Unwetter wohl verschlagen hatte«, fragte ich mich und musste mich zwingen, von der Fensterbank zurück in den Raum zu gehen, wo sich jedoch scheinbar niemand an meiner Anwesenheit störte. Nachdem das Feuer erneut mit großer und zündelnder Flamme gebrannt hatte und die Greisin den Topf gesäubert hatte, ging der gesamte Prozess des Schokoladenmachens von vorne los. Ich sah, welche Zutaten in welchen Mengen sie benutzte, sah die mir unbekanntesten genauestens an und versuchte, mir das unglaubliche Rezept zu merken. Langsam und ohne große Aufregung zu verbreiten, suchte ich einen Notizzettel in meiner Hosentasche, fand mehrere, zückte meinen Stift aus der Hemdbrusttasche und begann wirre Aufzeichnungen über das sagenhafte Rezept zu machen. Immer schneller flog mein Stift über den Zettel, und als ich fertig war und die Schokolade nur noch fertig gerührt werden musste, fühlte ich mich wie nach einem unendlich

langen Lauf. Mir fehlte die Luft zum Atmen und ich schwitzte, obgleich ich mich nicht und nur sehr wenig bewegt hatte. Vielleicht kam es von der inneren Aufgewühltheit; schnell packte ich die vollgekritzelten Zettel in meine Hosentasche, trat zurück in den Raum, doch erneut musste ich voller Grauen feststellen, dass die beiden Greise mich nicht beachteten, als wäre ich gar nicht anwesend. Mit einem Mal fühlte ich ein Unwohlsein in mir aufsteigen; welche Wirkung wohl in der Schokolade lag, dass ich eine derart komische Realitätswahrnehmung hatte, doch bevor ich eine Antwort darauf finden konnte, entschied ich mich, teils aus Unmut, teils aus beklemmender Angst der Ungewissheit, aus diesem gastgebenden Heim Abschied zu nehmen, packte meine Sachen, auch jene, die mittlerweile wieder trocken waren, nahm alles an mich und wollte mich, mit den beiden Koffern in den Händen, von den beiden verabschieden, doch gleich, was ich auch tat, sie reagierten nicht, sondern arbeiteten weiter an ihrer Schokolade, die sie mittlerweile wieder in die Formen zum Aushärten gossen. Ich entschied, die beiden nicht weiter stören zu wollen, und ging zur Türe, erblickte jedoch auf dem Tisch jene Form mit Schokolade, die sie genommen hatte, um mir das Herauslösen zu zeigen, und indem ich nach ihr griff, mitsamt der Schokolade, die sie nicht gegessen hatte, blickte ich ein letztes Mal auf die beiden, die weiterhin beschäftigt schienen, riss die Türe auf und rannte aus dem Haus, sprang in meinen Wagen, der von allerlei wüsten Blättern und Ästen übersät war, startete den Motor und fuhr los, so schnell es der Fahrbahnzustand hergab. Als ich einige Meter vorangekommen war, beinahe aus dem Dorf heraus, das nur aus wenigen Häusern bestand, sah ich im Rückspiegel die beiden Greise in der Tür stehen, wie sie mir nachwinkten. Ich erschrak dermaßen über den unerwarteten Anblick der beiden, dass ich beinahe in den Graben rechts von der Fahrbahn gefahren wäre, doch im letzten Moment schaffte ich es, gegenzulenken und fuhr, ohne einen weiteren Blick nach hinten zu machen, weiter, bis ich mich in Sicherheit und außerhalb dieses seltsamen Dorfes wähnte, hielt am Straßenrand an und fragte mich, wie der Ort wohl geheißen habe, stieg aus, blickte die Strecke den Berg hinauf und urplötzlich durchfuhr mich ein heißkalter Schauer, denn dort, auf dem Berg, war kein einziges Dorf, nicht einmal eine einsame Almhütte zu sehen. Mir wurde schwindelig und tausend Fragen schossen mir durch den Kopf, mein Gehirn versagte bei der Flut der selbst produzierten Fragen und ohne Möglichkeiten der Abwehr wurde mir schwarz vor den Augen; ich sank hinab in eine tiefe Ohnmacht, wobei der Blick bis zuletzt auf den Berg gerichtet blieb, wo jene Geschehnisse stattgefunden hatten, die mein Geist nicht verarbeiten konnte. Ich muss auf dem Boden aufgeschlagen sein, denn als ich an dem See, an dem ich vor dem Unwetter gehalten hatte, spürte ich viele Stellen meines Rückens überdeutlich schmerzen. Ich stieg aus und wunderte mich über die letzten Ereignisse, doch der nächste Schock ereilte mich, als ich sah, dass mein Auto weder voller Schlamm war noch Äste und Blätter auf der Karosserie hatte, sodass ich erneut in tiefe Zweifel versank und mich fragte, welches Schauspiel mein Geist mir vorgetragen hatte. Die auffallende Ohnmacht war nicht sehr stark, dennoch

musste ich mich an die Motorhaube lehnen und konnte auch erst nach einigen Minuten erneut gerade stehen, ging einige Meter und spürte, wie das Leben in meinen ausgemergelten Körper zurückkehrte. Stampfend trat ich im Umkreis die Wiese platt, ehe ich ein Schild sah, das beide Richtungen beschrieb; auf dem einen stand meine Herkunft in großen und deutlichen Lettern, auf dem anderen hingegen stand in schokoladenbraunen Lettern auf weißer Farbe scheinbar der Name des Berges: Schweizer Haube, und ich blickte mich zu ihm um, auf dem ich, aber scheinbar mein Auto noch niemals gewesen war, und dachte mir, dass dieser Name durchaus passend erschien. Verwirrt und mit dem zurückkehrenden Gedanken an meinen eigentlichen Grund der Reise wollte ich zurück zu meinem Auto, da ich noch an diesem Tage, vor dem Untergang der Sonne in der nächstgelegenen Stadt sein wollte, griff in meine Hosentasche, um nach dem Schlüssel zu suchen, und schrak wiederum zurück, als ich die Zettel spürte, die aus meiner Erinnerung ans Tageslicht drangen. Langsam fand ich den Mut und zog sie als Bündel aus meiner Hosentasche heraus, doch sie wirkten allesamt leer, sodass in mir bereits das Gefühl aufkam, dass meine gesamten Erinnerungen nur ein böser Traum gewesen waren und die Stellen meines Körpers, die wehtaten, von der schlechten Lage im Auto herrührten, doch als ich aufatmen wollte, fiel mir ein dunkler Schimmer auf dem Papier auf, sodass ich es entfaltete, und jetzt wankte ich wirklich, denn beim Auseinanderklappen waren es mehrere Zettel, die allesamt mit einem scheinbar konfusem Schriftstil ein Rezept darstellten, das sich nach meiner Vergewisserung als eines für Schokolade herausstellte. »Es wird doch wohl nicht wahr sein«, sagte ich mir im Innern, und die Verzweiflung erreichte den Höhepunkt, als ich die Schokoladenform auf dem Rücksitz über meinen gewechselten Kleidern sah, bemerkte, dass ich tatsächlich andere Kleidung als beim Wegfahren anhatte und meine alte unter der Form mit der Schokolade lag. Nach einer überstandenen, tiefen Verzweiflung hat der menschliche Körper die Angewohnheit, mit einem Jetzt-erst-recht zu reagieren, und in mir schwoll der Wagemut auf. Ich riss die Türe meines Autos auf, dass alles wackelte, legte den Sitz um und griff nach der Form mit der Schokolade, deren Inhalt darin hüpfte. »Weil die Greisin sie bereits gelöst hatte«, sagte ich mir und wollte ohne Achtung vor meinen Erlebnissen versuchen, das gesamte Schokoladenstück in meinen Mund zu legen, doch ein unbewusster Widerstand riet mir, mich zuerst auf den Vordersitz zu setzen, um die Schokolade mit dem nötigen Respekt zu genießen und um nicht erneut in Ohnmacht zu fallen. Kaum hatte ich das erste kleine Stück auf meiner Zunge, da begann es vor meinem geistigen Auge mit einem farbenfrohen Feuerwerk, das in den allersüßesten Farben den Himmel verschönerte, solange, bis meine Zunge das kleine Stück an meinem Gaumen zerschmolzen hatte. Wie gebannt saß ich auf meinem Sitz im Auto, blickte auf den sich an der Oberfläche leicht kräuselnden See und schwankte zwischen neuem forschen Mute und panischer Angst, denn in diesem Moment zweifelte ich nicht nur an meinem Verstand, sondern an der gesamten Wirklichkeit, einfach an allem, selbst an der Tatsache, dass ich in diesem Auto an

einem See saß und Schokolade aß. Minuten vergingen und ich wäre gewiss bis zum nächsten Morgengrauen in dieser Position verharnt, doch ein sich plötzlich näherndes Geräusch riss mich aus der Trance zurück; ein Auto fuhr in hohem Tempo an dem See vorbei, viel schneller, als ich es mich jemals trauen würde. Mit dem ersten klaren Gedanken seit einer kleinen Ewigkeit betrachtete ich die Fakten meiner Situation, sah die Form auf meinem Schoße liegen, sah die Schokolade in ihr, der nur das kleine abgebissene Stück von oben fehlte, spürte die Zettel mit dem Rezept in meiner Tasche und wusste bereits den Namen der Schokolade, die ich in meiner Heimat produzieren und auf den Markt bringen wollte: Schweizer Haube.

Meine Mutter blickte die Mitbringsel auf ihrem Tisch nach dem Ende seiner Geschichte fassungslos an, schaute über die vollgekratzelten Zettel, ließ ihre zarten Finger über die Schokoladenform fahren und schien sich zu fragen, ob ihr Mann dies alles ernst meinte oder die gesamte Geschichte seiner blühenden Phantasie entsprungen war. Mein Vater schien ihre Unsicherheit zu spüren oder er hatte bereits mit ihr gerechnet, denn just in diesem Augenblick zauberte er hinter seinem Rücken das Stück Schokolade hervor, das formgerecht in die Holzschale passte, mit einer kleinen Ecke, die abgebrochen war, sodass meine Mutter über die Maßen erstaunt blickte, als er die Schokolade in die Form legte und sie passte. »Nun probier ein Stück«, forderte er sie auf und stand mit dem wohlwissenden Ausdruck auf dem Gesicht, wie dereinst der Greis in der Küche auf dem Berg, und wartete auf die Reaktion seiner Frau. Meine Mutter zögerte einen Augenblick und starrte ehrfürchtig auf die Schokolade, gab sich dann jedoch einen Ruck, mahnte sich zur Ruhe, da sie die eigene Lächerlichkeit der Situation verspürte; als sie jedoch ein abgebrochenes Stück auf ihre Zunge legte, verflog alles, was bisher um sie herum gewesen war, die Lächerlichkeit, die Ruhe, die Unruhe, aber auch die letzten Ereignisse, denn sie ging auf eine ähnliche Entdeckungsreise ihrer Sinne wie ihr Mann auf dem Berg und dann noch mal am See, eine Reise, die nirgendwo begann und niemals enden wollte. Mein Vater beobachtete die Entdeckungsreise von außerhalb und wunderte sich kaum, dass ihr Körper hin und wieder von leichten Schauern ergriffen wurde, da er Gleiches auf seinen Reisen erlebt hatte. Es verging eine endlos erscheinende Zeit, ehe seine Frau erneut ins Leben zurückkehrte, und quasi als Triumphgeschrei setzte zur gleichen Zeit das Kreischen des Erstgeborenen ein, um den sich aus Rücksichtnahme für seine Frau mein Vater kümmerte und den er in den Schlaf zurückwiegte, mit dem Versprechen, dass er alsbald ein gut situiertes Leben führen würde. Als er zurückkehrte – es hatte gewiss einige Minuten gedauert – sah er seine Frau über das Rezept gebeugt, dabei versuchend, seine hektische, gekrakelte Schrift zu entziffern, und ein Freudestrahl überzog sein Gesicht. »Ja, sie hat abgebissen und auch angebissen, wusste ich's doch«, sagte er zu sich und trat langsam hinter sie, die Schultern leicht massierend, um sie nicht allzu sehr von ihrem Wissensdrang abzulenken. »Dies ist das Beste und Aufregendste, was ich jemals in meinem Leben gespürt habe«,

begann sie langsam, nachdem sie sich einen Überblick über das Rezept verschafft hatte, und blickte über die Schulter in das freudestrahlende Gesicht ihres Mannes. »Wir sollten es zumindest versuchen«, hauchte sie ihm entgegen und er wusste, dass sie seinen Gedanken erraten hatte, dieses Rezept auszuprobieren, um es auf den Markt zu bringen, sollte es nachzukochen sein, denn noch war ja nicht bewiesen, dass dies jene Zusammenstellung der Zutaten war, die auch wahrhaftig zu dem überbordenden Ergebnis führte. »Morgen werden wir uns die fehlenden Sachen besorgen und es ausprobieren«, versprach mein Vater, und sie verbrachten den restlichen Abend damit, das Rezept zu ordnen und in eine reinliche Schrift zu übertragen, wobei sie den Stift führte, und als sie fertig waren, stellten sie fest, dass es kaum absonderliche Zutaten waren, die man für diesen himmlischen Genuss benötigte, vielmehr waren es nur zwei, die sie überhaupt nicht zu Hause hatten, sodass der Einkauf am nächsten Morgen in aller vorfreudiger Hektik schnell vonstatten ging. Ohne Verzögerung gingen sie nach Hause, missachtend an zwei Bekannten aus der Nachbarschaft vorbei, die sich nicht wenig über das abweisende Verhalten der beiden mokierten, doch es gab Wichtigeres in ihrem Leben zu tun, als sich über den neusten Klatsch der Nachbarschaft und das unregelmäßige Wetter der letzten Tage zu unterhalten! Zu Hause angelangt, packten sie alles in Windeseile aus, stellten die anderen Zutaten auf den Tisch und versuchten mit ihrer alten Haushaltswaage die Gegenseite den Gewichten anzupassen, sodass die Menge dem entsprach, die mein Vater aufgekratzt hatte. Kaum eine Stunde später war die braune Masse bereits glatt gerührt und wartete nur noch darauf, in die bereitstehende Form gegossen zu werden, was sie auch taten, während der Rest der Masse in einen Teller zum Aushärten gegossen wurde. Nun mussten sie warten und konnten es kaum aushalten, das fertige Resultat zu verköstigen, insbesondere, da er verweigert hatte, den geschmolzenen Rest aus dem Topf zu probieren, da dieser zwar überwältigend lecker, doch nicht das sei, was die Schokolade aus der Form ausmachen würde. Es gab Momente, in denen beide hätten schwören können, dass sie hörten, wie die tickende Zeit zum Stillstand gekommen sei, so sehr schlich die Zeit dahin, doch beide konnten sich zu keiner zeitvertreibenden Handlung aufraffen, sodass sie vor der Form saßen und warteten, bis diese nach vier Stunden einigermaßen getrocknet und ausgehärtet schien. Als meine Mutter schlussendlich die Geduld verlor und sagte, dass sie jetzt die Schokolade testen würde, hatte er nichts entgegenzusetzen, sodass er die Form nahm, zunächst leicht, dann fest, wie die Greisin, auf den Tisch anschlag, um die Masse von dem Holz zu lösen, und beide brachen sie ein Stück von der Schokolade ab, doch sie trauten sich kaum, es in den Mund zu legen. »Versprich mir eines«, sagte sie und blickte fest in die Augen ihres Mannes, »wenn dieses Rezept, gleich, woher du es auch immer hast, genauso schmeckt wie die Schokolade, die du mitgebracht hast, dann werde ich mit dir gemeinsam die Produktion erledigen und du wirst dein Leben dafür einsetzen, dass die Schokolade mit dem Namen Schweizer Haube zu einem Erfolg wird.« – »Ich verspreche es dir!«,

antwortete mein Vater beglückt und legte zum Zeichen des Schwurs sein Stück Schokolade in den Mund seiner Gattin, während sie gleiches mit ihrem Stück machte. Sogleich entbrannte in ihrem Innern das gleiche Gefühl, das beide auch bei ihrem ersten Testen der Schokolade verspürt hatten, und sie wussten, dass dieses Rezept der Schlüssel zu einem besseren Leben war als jenes, das sie im Moment führten. Voller Glücksgefühle umarmten sie sich und weinten an der Schulter des anderen, solange, bis ihr Sohn sich zu Wort meldete und der zum Zeichen des glücklichen Tages ebenfalls mit einem kleinen Stück Schokolade gestillt wurde. Selten hatten meine Eltern ein derart friedliches Kind wie an diesem Tage gehabt, an dem mein Vater seiner Handelsvertreterfirma kündigte, eine eigene beim Amt für Zulassungen anmeldete, einen Antrag für die Sicherung des Markennamens Schweizer Haube stellte und als der Mann im Amt fragte, was sich hinter dem Namen verbergen würde, da sagte mein Vater trocken: »Etwas, was sie bald kaufen werden und was sie nicht mehr loslassen wird.«

In der Folgezeit machte mein Vater, was er am besten konnte: Er fuhr als handelnder Vertreter, doch jetzt in seinem eigenen Auftrag, durch die Gegend und warb für seine Schokolade, die all jene überzeugte, die auch nur den kleinsten Splitter seiner dargereichten Schokolade in den Mund nahmen. Jeden Tag brachte er mehrere Formen unter die Menschen und ergatterte nacheinander so viele Produktionsaufträge, dass seine Frau kaum mit dem Rühren und Gießen der braunen Masse hinterherkam. Schnell erkannten beide, dass sie einen anderen Produktionsort als die heimische Stube brauchten und zudem mindestens zwei Angestellte, der eine zum Rühren und der andere für das Gießen und Einpacken der erstarrten Ware, denn meine Mutter war mit dem zweiten Kind schwanger, das an dem Tag des Ausprobierens des Rezeptes gezeugt zu sein schien, denn genau zur Neunmonatsfeier der Firma meines Vaters wurde sein zweiter Sohn geboren, ein schwächliches Kind, das jedoch schon bald mit dem stärkenden Geschmack der heimischen Schokolade ein prächtiges und wonneproppiges wurde. Nach zwei Jahren, als meine Mutter das dritte Mal schwanger wurde, hatte mein Vater seine Handelsvertretertasche bereits in die Ecke gestellt und ließ mittlerweile ganze zehn Menschen für sich arbeiten, aufgeteilt nach den verschiedenen Produktionsstufen, dem Einkaufen und Überprüfen der Waren, dem Abmessen der Zutaten, dem Mischen und dem Rühren, dem Gießen, dem Überprüfen der Erstarrung und dem Verpacken, sowie dem Ausfahren und dem Säubern der Formen, die erneut eingefettet, wieder und wieder gefüllt wurden und die übrigens eins zu eins der mitgebrachter Form entsprachen, denn nichts wollte mein Vater an dem überlieferten Rezept aus dem Schweizer Bergdorf ändern, was den Geschmack seiner Schokolade ändern könnte.

Unter den Chocolatiers seiner Zeit brach regelrecht eine Panik aus, als mein Vater mit seiner Schokolade auf den Markt drängte und im Wettrennen um die Spitze einen nach dem anderen ein- und überholte, doch es waren stets genügend Kunden für alle da. Bis zu jenem Jahr, in dem meine

Mutter von ihrem Arzt gesagt bekam, dass sie besser niemals wieder Kinder bekäme, da sie deren Geburt wahrscheinlich nicht überleben würde und zudem die Wirtschaft des Landes in eine lange Talfahrt gezwungen wurde, sodass die Menschen selten genug zu essen hatten und daher auch kein Geld, um sich das teure Luxusgut Schokolade zu leisten. Mein Vater, der stets ein sparsamer Mensch gewesen war – zuerst, weil es nicht anders möglich war, danach, weil er es für unnötig ansah, mit den protzigen Menschen seines neuen Standes zu konkurrieren –, hatte einige Rücklagen gebildet; außerdem liefen seine Geschäfte, obgleich schlechter, immer noch viel besser als jene der anderen Chocolatiers, die einer nach dem anderen das Geschäft aufgeben mussten, sodass der Markt zusehends unter nunmehr drei Häusern aufgeteilt wurde. Doch es stand auch mit den beiden anderen nicht gut und mein Vater hatte ab und an Gewissensbisse, dass er sein Rezept beinahe als Waffe gegen andere Menschen einsetzte, sodass er jedem mittellosen Konkurrenten einen Arbeitsplatz in seiner Firma anbot, den die meisten ablehnten, jedoch manche dankend annahmen. Mit dieser hochherzigen Geste konnte er sich wenigstens selbst sagen, dass er gerechterweise versucht hatte, das Leben einiger Menschen, deren Existenz er indirekt mitzerstört hatte, erneut auf eine solide Basis zu haben, und es freute ihn, dass jene, die für ihn arbeiteten, den Spaß am Leben zurückgewannen, vor allem, da sie jetzt unbegrenzt von der süßesten Verführung naschen konnten, von der sie vorher nur hinter vorgezogenen Vorhängen probiert und die sie mehr als ihre eigene Schokolade genossen hatten. An einem verregneten Sonntagmorgen kamen meine Eltern mit ihren drei Kindern gerade aus der Kirche zurück, als der Besitzer der einen Schokoladenfabrik auf den Stufen vor unserem Haus saß und seine Tränen in den perlenden Regen mischte. Er sei pleite, sagte er, und bitte um die Aufnahme in die Firma meines Vaters, denn seine drei Kinder bräuchten ebenfalls wie die meines Vaters etwas zu essen und Geld, damit sie weiterhin zur Schule gehen könnten. Indem mein Vater ihm die Hand auf die Schulter legte und seinen ehemaligen Gegner zu sich hochzog, umarmte er ihn und flüsterte ihm feierlich ins Ohr, dass er liebend gerne seine tätige Mithilfe annehmen werde und persönlich dafür Sorge tragen würde, dass alle sechs Kinder, seine drei eigenen und die drei seines Gegenübers, nie wieder Hunger leiden müssten. Nun mischten sich weitere Tränen, die meiner Mutter und die meines Vaters, in den Regen, und gemeinsam gingen sie ins Haus, um einen Sack aus Küchentüchern zusammenzuschnüren, der mit Lebensmitteln gefüllt wurde, denn die Familie des Niedergeschlagenen hatte bereits seit mehreren Tagen nichts anderes als einen Laib Brot und wenige verfaulte Kartoffeln zum Essen gehabt. Freudestrahlend und mit erleichterter Hoffnung auf ein besseres Leben verabschiedete sich der Neankömmling in der Firma und mein Vater war sich sicher, nach allem, was er in letzter Zeit gehört hatte, dass auch der letzte verbliebene Marktgegner bald kommen würde, um an seine Türe zu klopfen. Aber mit diesem Mann, der im Rufe stand, einer der stursten Menschen der gesamten Welt zu sein, verhielt es sich anders, denn für diesen stellte sich nicht die Möglichkeit, sich seinem

Gegner unterordnen, denn er wollte stets der Beherrschende in dem Unternehmen sein, seinem Unternehmen, doch mit diesem ging es ebenfalls bergab und an dem Tag, als er dem unumstößlichen Konkurs feststellen musste, trat ich in das Leben meines Vaters, denn als der sture Chocolatier nach Hause fuhr, um seiner Frau die traurige Nachricht zu beichten, entschlossen sich beide stehenden Hauptes, ihrem Leben und das ihres Erstgeborenen ein Ende zu bereiten, indem sie das Haus ihrer herrschaftlichen Lebensweise niederbrannten. Ehe die Feuerwehr an den Ort des Geschehens kam, brannte das gesamte Gebäude lichterloh, nur ein kleiner Seiteneingang schien bisher verschont geblieben zu sein, in den die Rettungsmänner eindringen, um nach bewusstlosen oder eingeschlossenen Menschen zu suchen. Zu meinem Glück lag mein Zimmer, in dem ich als Säugling in der Wiege schreiend lag, an der Seite zu diesem Eingang, und nur der beißende Rauch war bisher in mein Zimmer gelangt, sodass ich schlussendlich der einzige Überlebende dieses Brandes werden sollte, in dem meine leiblichen Eltern wie von ihnen geplant verbrannten. Erst nach einiger Zeit fand man im Briefkasten des Hauses, der im Vorgarten einsam und verlassen stand, einen Abschiedsbrief, in dem die Gründe ihrer Lebensaufgabe standen und den ich zuweilen in die Hand nehme, um mir die Großtat meines späteren Vaters, so wie ich ihn seit meiner Kindheit nannte und als solchen auch betrachte, erneut zu vergegenwärtigen, denn wer würde schon in dieser harten Zeit freiwillig ein weiteres zu sättigendes Mäulerchen aufnehmen, wenn nicht der Mann, der nunmehr als einziger im Schokoladenmarkt übrig geblieben war: mein neuer Vater. Ich wurde sein vierter Sohn und in keinem Augenblick meines Lebens hat er oder meine Mutter mich das spüren lassen, anders als meine drei Brüder, die sich ein ums andere Mal gegen mich verschworen und mich spüren ließen, dass ich eigentlich nicht in diese Gemeinschaft gehörte, sondern ein Eindringling war. In diesen Augenblicken fühlte ich mich äußerst allein auf dieser Welt, doch stets fand ich Trost in den Armen meiner Ersatzeltern, die in diesen Momenten besonders streng mit meinen Brüdern umgingen, was natürlich weitere Ablehnung in deren Herzen schürte. Gewiss wollten meine Eltern immer zwischen uns vieren schlichten, doch mit ihrer ausgleichenden Art wurde der Riss zwischen den dreien und mir immer offensichtlicher, den ich auf anderen Wegen zu schließen versuchte. Als bald stellte sich heraus, dass ich der Beste von uns vieren in der Schule war und das meiste Interesse für alle Abläufe in dem Unternehmen meines Vaters an den Tag legte, das nach dem Ende der Krisenzeit kleine Gegenspieler bekommen hatte, von denen sich aber keiner wahrhaft zur großen Gegnerschaft aufschwingen konnte. Ich begriff bereits als Junge, der des Öfteren an der Seite des Vaters die Produktion beobachtete, den allgemeinen Ablauf und erkannte, worauf es beim Herstellen von Schokolade ankam, denn das war es, was ich bereits seit meinen Kindertagen werden wollte: Chocolatier. Nichts anderes kam für mich in Frage, kein Eisenbahnwagenführer, kein Schiffsmatrose oder Feuerwehrmann, nein, ich wollte in die Fußstapfen meines Vaters treten und bekam anteilig seine Freude über mein Interesse zu spüren,

denn während meine Brüder in ihrer freien Zeit mit ihren Freunden Unsinn veranstalteten, lernte ich das Handwerk von der Pike auf, übernahm als Urlaubsvertretung der Angestellten selbst einige wichtige Stellen im Ablauf und wusste bald besser über die Probleme in den Produktionsabläufen Bescheid als viele der leitenden Angestellten, die dennoch alles für den Erfolg des Unternehmens taten. Die Firma Schweizer Haube war wie eine große Familie und mein Vater zeigte sich stets großzügig, wenn die Geschäfte gut liefen, aber besonders, wenn es härtere Jahre für die Wirtschaft waren. Dann gab er jedem seiner Angestellten einen Bonus in Form von Zuwendungen, die man für das tägliche Überleben brauchte: hier ein Korb voller Essen, dort eine Tasche voller Kleidung und andere Wohltätigkeiten, wofür ihn die Angestellten liebten und gewiss sich selbst zerfleischt hätten, um jeden Schaden von dem Unternehmen abzuwenden.

Doch irgendwann stellten sich auch bei meinem Vater die altersbedingten Krankheiten ein und ihn erwischte eine schwere Lungenentzündung, als ich gerade auf der Universität weilte, auf der ich Wirtschaft studierte, der einzige für mich in Frage kommende Studiengang, da er mir half, nicht nur die kleinen Dinge meines väterlichen Unternehmens zu verstehen, sondern auch die großen Abläufe der gesamten Wirtschaft, in der mein Vater mithilfe der zeitgemäßen Umstände ein natürliches Monopol geschaffen hatte. Mich traf die Meldung seiner schweren Krankheit wie ein Schlag, denn ich hatte bisher immer geglaubt, dass nichts und niemand meinen Vater würde niederwerfen können, keine wirtschaftliche Krise, kein unternehmerischer Gegner und vor allem keine Krankheit, geschweige denn der Tod. Dieser naiven Sichtweise musste ich jetzt Tribut zollen, denn mit einem rasenden Herzen warf es mich auf mein Bett im Studentenzimmer nieder. Zeitgleich liefen mir in einem Rausch der Gefühle die Tränen über das Gesicht und ich spürte, dass es in diesem Moment mit meinem beschützten und gut behüteten Leben vorbei sein konnte. Es war mitten im Semester, dennoch packte ich mir einige Sachen zusammen, lief zum Dekan meines Fachbereiches, erzählte ihm von der Erkrankung meines Vaters, und da dieser mich aufgrund meiner forschenden Art besonders lieb gewonnen hatte, erlaubte er es mir, die gesamte nächste Woche ohne weiteres Entschuldigen zu fehlen, sodass ich voller Sorge zum wartenden Auto lief und nach Hause gebracht wurde, wo bereits meine drei Brüder und meine Mutter auf meine Ankunft warteten. Als ich im Treppenhaus unseres Hauses erschien, das übrigens immer noch das gleiche in all den Jahren gewesen war, erlebte ich den einzigen Augenblick meines bisherigen Lebens, in dem meine Brüder mich trauernd in den Arm nahmen und mich als einen von ihnen betrachteten. So sehr waren auch sie von der schweren Krankheit unseres Vaters mitgenommen. »Er möchte dich sprechen, sobald du ankommst«, hauchte mir meine Mutter entgegen, als ich sie fest und innig umarmte, »er glaubt, dass es mit ihm zu Ende geht und möchte mit dir deinen weiteren Weg absprechen.« Ich löste mich aus den Armen meiner Mutter und sah die Angst, die ihre Augen zur Schau trugen, und plötzlich schnürte mich auch meine Angst um das

Leben meines Vaters ein, sodass ich, ohne ein weiteres Wort sprechen zu können und nur mit einem schwachen Nicken, mich nach oben machte, um ans Bett meines Vaters zu treten, der tatsächlich wie der kommende Tod dreinblickte. »Vater«, begann ich mit brechender Stimme, »ich –«; nun brachen in mir alle Dämme und mein Gesicht zerfloss in einem Schwall von Tränen. Ich legte meinen Kopf auf seinen Arm und betete, dass er diese Krankheit überstehen würde. Eine Ewigkeit schien zu vergehen, da legte er seine andere Hand auf meinen Kopf und sprach mit einer ungewöhnlich dünnen Stimme zu mir, dass ich mir keine Sorgen machen solle, denn der Tod sei nichts anderes als das Ende des diesseitigen Lebens und nur ein Wendepunkt hin zu einem jenseitigen Leben, in das er hoffentlich freudestrahlend und ohne Angst hinübergleiten werde. »Wenn es keine Engel gäbe«, versuchte ich zwischen meiner Trauer und meiner Angst aus meinem Mund zu pressen, »ich wüsste den ersten Anwärter auf eine dieser Stellen im Himmel!«, und meinem Vater gelang trotz aller Schmerzen ein gequältes, aber dennoch freudiges Lächeln. »Es war ein Wunder, dass du den Brand überlebt hast, doch heute weiß ich, dass es geschehen musste, da meine Söhne allesamt gute Menschen, aber keine guten Wirtschaftler sind! Ich habe mich stets bemüht, ihnen das Geschäft mit der Schokolade schmackhaft zu machen, allerdings war das einzige, was sie daran mochten, die Schokolade selbst und der Wohlstand, der sich damit erwirtschaften ließ, obgleich sie niemals sahen, welche große Energieleistung hinter jeder einzelnen gefüllten Schokoladenform steckt.« – »Ja Vater, sie wissen genau, was es heißt, eine Schokoladenform auf ihre Qualität zu prüfen, aber wie sie entsteht, davon haben sie nicht die geringste Ahnung!«, flachste ich in diesem traurigen Moment und sah zum letzten Mal dieses Leuchten in den Augen meines Vaters, das stets strahlte, wenn ich mich mit ihm über die Abläufe und die Hindernisse innerhalb des Produktionsablaufes besprochen hatte. – »Ich möchte, dass du auf meine Firma Acht gibst, denn deine drei Brüder werden auf fremde Hilfe angewiesen sein und gewiss fremden Händen das Ruder überlassen, doch bei dir bin ich mir sicher, dass du das Richtige selbst erledigen wirst.« – »Ja Vater, das werde ich«, war das einzige, was mir zu sagen übrig blieb, und dieses Versprechen war auch das letzte, was ich mit meinem Vater in dieser Wirklichkeit teilen konnte, denn mit einem letzten Blick, an die Decke seines Hauses gerichtet, das in den ganzen Jahren derart viel erlebt hatte und dennoch wie am ersten Tage des Einzuges unverrückt stand, verschied mein Vater vor meinen Augen und stürzte mich in das tiefste Tal der Trauer, tiefer als alle Täler, die meine Brüder mir in ihrer Gehässigkeit jemals graben konnten. Dieser Tag unserer gemeinsamen Trauer brachte uns übrig gebliebenen Fünf näher als jemals zuvor, doch dieser Zustand hielt nicht lange: Bereits am Tage nach der Beerdigung und einen Tag vor der Testamentseröffnung war die alte Distanz zwischen meinen Brüdern und mir wiederhergestellt und scheinbar um ein Vielfaches vergrößert. Hinter vorgehaltener Hand sprachen sie davon, dass ich eigentlich kein Erbe verdient hätte, da ich ein Bastard sei, nicht vom Blute meines Vaters, und

daher mit einer kleinen Entschädigung aus der Familie gedrängt werden müsse. Aber auch dieser Tag ging vorbei, an dem ich, wie die Tage zuvor, für meine Mutter die Beerdigung organisiert und abgeschlossen hatte und ihr in den schwierigen Momenten beigestanden hatte, und wir versammelten uns alle um den großen Tisch im Esszimmer, an dem in der Zeit so viele Schicksale gesponnen und mit dem Unternehmen verwebt worden waren, dass es ein komisches Gefühl war, als sich der Notar der Familie mit dem versiegelten Umschlag an den Kopf des Tisches stellte und eine kleine Rede über das Vermächtnis meines Vaters hielt, während ich mit mir kämpfen musste, um nicht allzu sehr vor trauernder Erinnerung zu erzittern. Zum Glück war der Notar ein schlechter Redner und half mir mit unfreiwillig komischen Wortgebilden, die Tränen hinter einem wohlwollenden Lächeln zurückzuhalten, ehe er zum Öffnen des Testamentes fortschritt und ich sehen konnte, wie begierig meine Brüder, die allesamt meiner Mutter und mir gegenüber saßen, auf ihren Teil des Erbes warteten. »Wenn sie sich mehr für die Firma ihres Vaters interessiert hätten, wüssten sie, wie viel sie wert war und welchen Anteil sie demgemäß zu erwarten hätten«, dachte ich bei mir, aber diese unfreiwillige Spannung, die sich aufgrund der Ungewissheit meiner drei Brüder in diesem Raum aufbaute, ergriff letzten Endes auch mich, denn ich fragte mich, welche Position für mich mein Vater nach seinem Tode in seiner Firma vorgesehen hatte. »Dies ist eine sehr große Firma«, begann der Notar langsam und kontrolliert, um ja keinen Fehler zu verlesen, »und die Entscheidung, die mit diesem Verlesen meines Testamentes vollzogen wird, ist weitreichender als alles, was ich jemals in meinem Leben entschieden habe, abgesehen von der Entscheidung, diese Firma zu gründen. Unser Land teilt sich in fast gleichmäßige vier Bereiche, den Norden, den Osten, den Süden und den Westen, in denen die Absatzzahlen beinahe überall die gleichen Größen erreichen, sodass ich mich entschlossen habe, nicht einem die gesamte Leitung der Firma zu übertragen, sondern jeder von euch Vieren erhält einen dieser Bereiche, der auf der beiliegenden Karte ausgewiesen ist. Auf der Karte steht auch der jeweilige Name im Gebiet und zudem habe ich euch die Hauptproduktionshallen angegeben, die allesamt in einem ähnlichen Zustand sein dürften. Dies, meine Söhne, habe ich bereits vor einigen Jahren entschieden und mich in der Folgezeit darum bemüht, jedem den gleichen Anteil an meinem Unternehmen zukommen zu lassen, sodass sich keiner zurückgesetzt fühlen muss. Da ihr weiterhin – und dazu verpflichtete ich euch – den Namen meiner Firma weitertragen sollt, spaltet sich die Firma in vier Bereiche, aber ihr könnt keine Konkurrenten auf dem Markt sein, da die Kunden nicht wissen können, wer welche Schokolade hergestellt hat. Somit kann jeder von euch Vieren sein Geschick unter Beweis stellen, und da ich um das Konkurrenzdenken unter euch weiß, hielt ich dies für die beste Lösung, um allen Ärger für die Zukunft aus dem Weg zu gehen. Sollte einer von euch das Erbe in dieser Form nicht antreten wollen, habe ich die Anweisung an den Notar gegeben, eine gerechte Dreiteilung oder gegebenenfalls Zweiteilung meiner Firma zu veranlassen. Er wird euch in allen Fragen

tatkräftig zur Seite stehen, bis ihr selbst genügend Erfahrung besitzt, um eure eigene Firma leiten zu können. Seid nicht schüchtern und fragt, was ihr nicht wisst, denn auf einem anderen Wege als über Fragenstellen kommt ihr nicht zur Wahrheit. Ich hoffe, ihr geht in der Zukunft den Weg, den ihr euch vorgenommen habt, und tragt den Namen meiner Firma mit demselben Stolz durch die Welt, wie ich es einst getan habe, als die ersten Wochen der Schweizer Haube wie im Fluge an mir vorbeizogen. Mein gesamtes Leben ist nunmehr verflogen und ich kann nur sagen, dass alles darin ein großes Geschenk gewesen ist, wobei die größten gewiss meine Frau, meine vier Kinder und das Rezept gewesen sind, alles andere waren liebsame Beigaben am reich gedeckten Tisch voller Schokoladenformen. So wie einst die beiden Greise mir ein Leben in Wohlstand schenkten, so gebe ich meine Firma nunmehr an euch weiter und hoffe darauf, dass euch Ähnliches mit meinem Geschenk gelingt.« Der Notar schaute, nachdem er die Testamentsverlesung beendet hatte und das Papier auf den Tisch zurückgelegt hatte, in die anwesenden Gesichter und erkannte eine Mischung aus Verwunderung und Wut auf Seiten meiner Brüder und Wohlgefallen und Abschiedstrauer in der Miene meiner Mutter und auch in meiner. Ich war sichtlich von der Entscheidung meines Vaters ergriffen, denn damit bot er mir die Möglichkeit, fern von meinen Brüdern meine eigenen Entscheidungen im Sinne seiner Firma zu treffen, ohne dass ich mich mit diesen Querdenkern darum streiten müsste. »Ein Glück«, flüsterte ich ins Ohr meiner Mutter, nachdem sie einen nach dem anderen ihrer Söhne gemustert hatte, »dass unser Vater seine Söhne so gut kannte«, und mit dem wissenden Blick um diese Entscheidung sah mich meine Mutter an und hauchte mir »Du bist der Erbe, der dein Vater für den unbedingten Erhalt seiner Firma auserkoren hat, denn er kann sich kaum vorstellen, dass die anderen drei noch das Handwerk lernen, doch man soll auch niemals nie sagen, denn damit würde man dem Menschen nicht gerecht, der sich jederzeit aufraffen und ändern kann, daher diese Entscheidung, die Firma in vier gerechte Teile aufzuspalten, ohne Konkurrenz, aber jeder Teil mit seiner Eigenverantwortung« entgegen. Im Folgenden wurde die Karte ausgebreitet und ich erkannte, dass ich den Westen erhalten hatte, mit dem sicheren Wissen darum, dass mein Vater wusste, welche Aufgaben für die Zukunft anstanden, um das Unternehmen langfristig im Marktkampf bestehen zu lassen: die Expansion ins Ausland. »Darüber haben wir die letzten Jahre oft gesprochen«, fiel mir augenblicklich ein, und just in diesem Moment erkannte ich den Gedanken meines Vaters auf der Karte verwirklicht, der eindeutig mit den Worten meiner Mutter zusammenpasste. Natürlich traten alle ihr Erbe an, auch wenn sich die Mienen meiner Brüder verfinsterten, als ich meine Unterschrift unter den Vertrag setzte, doch was wollten sie machen?; nun war ich rechtmäßiger Besitzer eines Viertels der väterlichen Firma und wir hatten allesamt die gleiche Ausgangsbasis.

Auf dem Weg zurück zur Universität, wo ich mich exmatrikulieren wollte, da die anstehenden Aufgaben kein weiteres Studium ermöglichten, wo jedoch der Dekan entschied, dass ich weiterhin

Student bleiben solle, wenn ich den Gedanken habe, irgendwann mein Studium zu beenden, und mit dieser äußerst versöhnlichen Übereinkunft verließ ich den Campus der Universität und blieb dennoch ein kleiner Teil davon; auf dem Weg zu meiner neuen Heimstätte beschäftigte mich die Frage, inwieweit meine Brüder den Ehrgeiz haben würden, in einen Konkurrenzkampf zu treten, den mein Vater mit seinen Forderungen vermeiden wollte, der dennoch möglich schien. »Wollen meine Brüder sich vielleicht gegen mich verschwören, um mich aus dem Markt oder zur Aufgabe zu drängen?«, war der alles beherrschende Gedanke, doch ich kam vorerst zu keiner Antwort und wollte die nähere Zukunft abwarten, ehe ich mir weitere Sorgen um meine Stellung machen würde. Der erste Auszug aus dem elterlichen Heim war bereits mit der Abreise an die Universität geschehen, sodass mir der Umzug in den Westen, in die Nähe meiner neuen Produktionsstätte, kaum etwas ausmachte, gewiss mehr als den beiden mittleren Brüdern, die entgegen dem älteren, der das Haus meiner Eltern bewohnen durfte, zum ersten Mal in ihrem Leben außerhalb wohnen mussten und dies so weit hinausschoben, wie ihre Anwesenheit in den Produktionsstätten nicht vonnöten war. Als sie ihre neuen Häuser in der Nähe ihrer neuen Heimat bezogen, hatte ich bereits die gesamten Anlagen inspiziert und kannte die Hälfte der Belegschaft mit Namen, von den anderen wusste ich zumindest, welche Aufgaben sie hatten. Argwöhnisch hatten sie mich, den Neuankömmling in der Produktionshalle, in der ich niemals zuvor gewesen war, betrachtet, und nur aufgrund größter Anstandsmühe brachten sie es fertig, mich willkommen zu heißen, doch dieses Misstrauen verflog mit meiner ersten Handlung, mit der ich allen Arbeitern versprach, mich zu jeder Tages- und Nachtzeit mit ihren Problemen besuchen zu dürfen, denn sie sollten spüren, dass jeder einzelne, der an dem Produktionsweg, den dereinst mein Vater auf den handgeschriebenen Zetteln nach Hause getragen hatte, mir wichtiger erschien als viele Nebensächlichkeiten, auf die meine Brüder viel Wert legten. Ich brauchte kein luxuriöses Büro und keine Laufburschen, die mir auch nur jede noch so unnötige Tätigkeit abnahmen, keinen Chauffeur meines Dienstwagens, und wenn ich einen Mitarbeiter sprechen wollte und es um den Ablauf des Produktionsprozesses ging, besuchte ich ihn an seiner Stätte; denn was brachte es dem Ganzen, wenn er von dort weggeholt werden musste, solange nichts Wichtiges besprochen wurde? Auch ließ ich mich zu jeder Tages- und Abendzeit dort sehen, so dass alle Arbeiter das Gefühl hatten, mich an jedem Tage ansprechen zu können, während meine Brüder mehr oder minder nur den Vormittag in der Firma verbrachten und nach dem schweren Mittagessen nicht ins Büro zurückkehrten, sondern das Leben mit all seinen Annehmlichkeiten genossen. Allerdings muss ich betonen, dass ihre Anwesenheit auch nicht für den Erfolg der Firma wichtig erschien, da sie ihre Entscheidungsgewalt in die Hände von zumeist nicht sehr tauglichen Managern gelegt hatten, alten Freunden von der Schule oder sonstwoher, die keine Ahnung von den großen Abläufen der Wirtschaft mitbrachten und die eine nach der anderen Fehlentscheidung trafen, die jedoch von der

Stärke des Firmennamens und der Marke auf dem Markt kompensiert wurde, sodass sie in den Folgejahren ein Vermögen für ihr Leben verprassen konnten, ohne dass es ernsthafte Konsequenzen für die Schweizer Haube gehabt hätte. Ich hingegen trug mit mir andere, neuartige Probleme herum, die in wenigen Jahren wichtig werden konnten, doch die Briefe, in denen ich meine Brüder aus Respekt vor dem Andenken meines Vaters warnte, wurden ungelesen fortgeworfen und auf den gemeinsamen Familienfesten wollte keiner von ihnen mit mir über die Entwicklung des Marktes für Schokolade sprechen, wobei zu ihrem Schutze aber auch zu betonen ist, dass es kaum einen stabileren Markt zu jener Zeit gegeben hat. Es sah zu keinem Zeitpunkt in jenen Jahren danach aus, dass die Menschen plötzlich keinen Gefallen mehr an unserer Schokolade haben würden oder dass die wirtschaftliche Entwicklung diesen Genuss unmöglich machte.

Doch der über allen heraufziehende Schatten der Zeit, dessen äußerster Zipfel schon meinen Vater berührt hatte und dessen Einstellung prägte, dass einer der Söhne dafür Sorge tragen müsse, dass die berühmte Marke auch im nahen Ausland einen starken und marktbeherrschenden Charakter annehme, umfasste mittlerweile meine Arme und zog mich ins Dunkle seiner düsteren Zukunftsaussichten hinein. Bald nachdem ich mein Gebiet und meinen Teil der Firma vollständig unter meiner Leitung gebracht und jeden noch so großen Pessimisten von meiner Arbeit überzeugt hatte, machte ich mich daran, den Markt des nahen Auslandes mit meiner Schokolade zu erobern, was mir dank der Übernahmen einiger insolventer Produktionsstätten anderer Hersteller auch gut gelang, doch erneut waren es meine Brüder, die mir dieses Mal einen gemeinsamen Brief schickten, in dem sie mich tadelten, die Marke ihres Vaters nicht derart auf dem Präsentierteller des Weltmarktes zu demütigen, und ich erkannte in diesem Schreiben die Verblendung meiner Brüder, die aufzeigten, wieviel sie vom Geschäft um die Schokolade verstanden: Nicht viel; wahrscheinlich nur, dass sie gut schmecken musste. Mit der voranschreitenden Zeit und meinem Erobern der angrenzenden ausländischen Märkte kamen auch die marktführenden Unternehmen der angrenzenden Länder in unseren Markt, und während mein Teil der Firma mit seinen großangelegten Strategien die Marktanteile der Gegner kleinhalten konnte, wuchsen sie beinahe unkontrolliert in den Gebieten, in denen meine Brüder die Verantwortung trugen, was diese jedoch zu neuerlichen Reaktionen aufrief, die derart kostspielig und unnötig erschienen, dass sie zu dem langsamen, aber fortschreitenden Niedergang der Marke in diesen Bereichen des Landes beitrugen, ohne dass meine Brüder adäquat gegenzusteuern fähig gewesen wären. Nein, sie ergaben sich nach den anfänglichen gescheiterten Versuchen, weiterhin Marktbeherrscher bleiben zu wollen, und lebten ihren Lebenstrott weiter fort, sodass sich die Distanz zwischen ihnen und ihrer Firma weiter vergrößerte und sie letztendlich nur noch die Nutznießer der kleiner werdenden Gewinne des Unternehmens waren. Als dann einer der drei begann, die fehlenden Gewinne mit Preisaufschlägen wieder zurückzuholen, wurde sein Unternehmen schneller in den Abwärtsstrudel gezogen, als er

sich bewusst werden konnte, welchen Fehler er angerichtet hatte, denn ohne Vorwarnung brachen seine Verkaufszahlen ein, er hob den Preis weiter an und schlussendlich musste er sich eingestehen, dass dieser Weg nur ins Verderben führe, und reagierte ein letztes Mal falsch, indem er die Preise unterhalb der Produktionskosten ansetzte, sodass er weiterhin Verluste machte, obgleich die Menschen wieder seine Schokolade wie wild kauften. Nie das richtige Maß für den Markt findend, hatte der zweite Sohn meines Vaters nach weniger als fünf Jahren seine Firma konkursreif gewirtschaftet, und ein ihm vorliegendes Angebot einer ausländischen Firma war ihm scheinbar mehr wert als mein Angebot, ihn mitsamt seiner Firma in meiner unterzubringen, doch die anderen beiden Brüder erkannten unglaublicherweise die Gefahr, die in dem Abgeben des väterlichen Rezeptes in die Hände einer ausländischen Firma lag, und kauften dem insolventen Bruder je zur Hälfte die Firma ab, nicht, ohne sich selbst in finanzielle Schwierigkeiten zu bringen. Doch anscheinend vertrauten sie besseren Managern, denn die Schokolade schaffte es, die beiden aus den tiefroten Zahlen herauszuholen, sodass nunmehr von den vier Teilunternehmen nur noch drei auf dem Markt vertreten waren. Dass ich den Zuschlag nicht bekommen hatte, wurmte mich und meine Pläne für die väterliche Firma schienen erst einmal auf Eis gelegt, doch war es immerhin besser, meine Brüder übernahmen den Konkursteil des zweiten Bruders als eine ausländische Firma, denn dann wäre es gewiss vorbei gewesen mit der Einzigartigkeit des Schmelzes unserer Schokolade. Als ich die Nachricht der Übernahme in der Zeitung las – denn meine Brüder hatten nicht den Anstand, mir davon zu berichten –, musste ich dreimal tief durchatmen und mir fiel die buchstäbliche Zentnerlast von den Schultern, die die düsteren Vorahnungen darauf platziert hatten. Derweil sich die beiden anderen Brüder, oder besser deren Unternehmen, mit guten Verkaufszahlen konsolidierten, wuchs mein Teil zum Marktführer in den angrenzenden Ländern, denn auch dort konnte kaum einer dem Wohlgeschmack der einzigartigen Schokolade widerstehen, die mein Vater dereinst in den Schweizer Bergen kosten und mitnehmen durfte.

Meine Firma stand auf solidem Fuß und nur ab und an musste ich mir über meine Brüder Gedanken machen, sodass ich nun mehr Zeit für mein Privatleben haben konnte, in das eine Frau an meine Seite getreten war, die nach dem Abschluss ihres Studiums in meinem Werk als leitende Angestellte begonnen hatte; eine der ersten Frauen, die einen derart renommierten Abschluss schaffte, weil sie es gewagt hatte, sich in einer von Männern dominierten Welt zu behaupten. Ich war beeindruckt von ihrem Auftreten und wusste, als ich sie das erste Mal vor der versammelten Führungsabteilung sprechen hörte, dass sie die Frau meiner Träume sein würde. Gute zwei Wochen später ging ich eines Abends zu meinem geparkten Auto, um nach Hause zu fahren, als ich sah, dass in ihrem Büro noch das Licht brannte. Ich drehte um, ging in die Produktionshalle, suchte mir eine besondere Schokoladenpackung aus, stiefelte wie in Trance die Treppe hinauf zu ihrem Büro, klopfte an und hielt wie ein verliebter Lausbub, der seine Spielkameradin mit einer

Schokolade überraschen will, die Schachtel hinter dem Rücken versteckt, trat auf ihren Zuruf herein und fühlte mich im selben Moment wie Falschgeld und wie ein verwirrter ritterlicher Adel, der um eine holde Maid anhält. Da ich sonst ein selbstsicherer Redner war, erstaunte mich mein zögerliches Sprechen und brachte mir weitere Bedenken, sodass ich um den heißen Brei herumredete, bis sie mich endlich fragte, was ich hinter dem Rücken halten würde. Zunächst war ich verwirrt, da ich die Schachtel völlig vergessen hatte, doch dann zog ich sie hervor und hielt sie ihr wortlos hin. Ein Lächeln flog über ihr Gesicht und sie fragte mich, ob ich sie mit einer Schokoladenpackung beeindrucken wolle, die sie tausendmal kostenlos haben könnte, wenn sie nur in die Produktionshalle gehen würde. Erst in diesem Augenblick wurde mir die Absurdität meiner Handlung vollends bewusst und sie ließ mich noch weitaus länger wie ein Fisch, der aus dem Wasser gezogen wurde, zappeln, indem sie sich künstlich echauffierte, dass ich sie nur wegen ihres Aussehens eingestellt hätte und was mir einfallen würde, als Chef eines Unternehmens bereits zwei Wochen nach der Einstellung mit solch offensichtlichen Absichten in ihr Büro zu kommen. Ich stammelte vor mich hin, suchte nach Worten der Entschuldigung, doch zu meinem Glück konnte sie sich eindeutig besser in solchen Momenten zurechtfinden, denn sie stand auf, nahm die Packung entgegen und als ob alle düsteren Gedanken verschwunden wären, bedankte sie sich liebevoll und gab mir preis, dass sie von meiner Anwesenheit nicht abgeneigt sei. In mir brach die schönste Panik aus, die ich in meinem Leben bisher verspürt hatte, und in ihrer selbstbewussten Art übernahm sie das Gespräch und fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, mit ihr tanzen zu gehen. »Natürlich«, stammelte ich wie ein kleiner Junge, der ohne eigenes Zutun zu einem unglaublichen Geschenk gekommen war, »liebend gerne würde ich Sie zu einem Tanzabend ausführen«, zwang ich die Worte so freundlich als nur möglich aus meinem Munde und freute mich, dass sie keine Abneigung zeigte, sondern ihren Mantel ergriff, die Lampe löschte und mich verdutzt nur »Jetzt? Heute Abend?«, fragen ließ. – »Ja sicher, heute Abend, bevor Sie es sich in den nächsten Tagen anders überlegen und wieder von Ihrer Unsicherheit übermannt werden«, antwortete sie forsch und hakte sich bei mir ein. – »In diesem Aufzug wollen Sie tanzen gehen?«, fragte ich, immer noch nicht wieder aufgewacht, »ich habe weder einen Anzug noch Tanzschuhe an.« Meine Worte müssen entgeistert und befremdet gewirkt haben, da sie in ihrem Vorwärtsdrang stoppte, mich von der Seite anblickte und fragte, wie lange ich denn wohl nicht mehr tanzen gewesen sei. Ich suchte nach der Antwort und wollte nicht lügen, »es muss wohl oder übel mehr als fünf Jahre her sein, als ich auf der Universität war und mich den einen oder anderen Abend von meinen Mitstudenten überreden ließ, sie auf eine Feier zu begleiten. Dort habe ich mehr schlecht als recht mit den Frauen getanzt und befürchte, dass ich auch heute Abend einen schlechten Tanzpartner abgebe.« – »Das macht nichts, denn dort, wo man heutzutage tanzt, gibt es weder einen hellen Ballsaal noch große Leuchter, sondern es findet alles in einem Keller statt, unter den dunkelst möglichen Bedingungen,

sodass niemand merken wird, wenn ich Sie durch den Tanz führe.« Mit dieser Aussage nahm sie mir ein wenig die Angst, doch kannte ich derartige Lokalitäten nur vom Hörensagen und hatte bereits einiges Schlechtes und Widerwärtiges davon gehört, aber auch der anderen Seite dachte ich mir, dass meine Begleiterin gewiss einen besseren Geschmack haben und mich in ein wohlgesittetes Lokal führen würde. Als wir dort ankamen, stellte ich zu meinem Erschrecken schnell fest, dass ich mich vollends geirrt hatte, denn dieser Schuppen, wie sie das Tanzlokal nannte, erschien von außen noch weitaus grauenvoller als in allen Erzählungen, die ich jemals gehört hatte, doch ich vertraute ihr weiterhin vollkommen und ließ mich in das Gewühl der schwitzenden, rauchenden und tanzenden Menschen hinabziehen. Ich tauchte in eine andere Welt hinab und tanzte, trank, genoss, plauderte, soweit es die spielende Kapelle zuließ, und war selten so entspannt in meinem Leben; alles schien an diesem Abend von mir abzufallen, was die Arbeit und die Sorge um die Firma meines Vaters bis zu diesem Tage aufgebaut hatten. Wir verbrachten einen wundervollen Abend zusammen und als ich sie vor ihrer Wohnung absetzte, getraute ich mich sogar, ihr einen Kuss auf die Wange zum Abschied zu hauchen, doch sie schien mehr zu erwarten, denn sie nahm mein Gesicht in ihre Hände und küsste mich leidenschaftlich auf den Mund. Damit war eine weitere Grenze meines Lebens gefallen und ich ließ es beinahe zu, dass sie mich mit zu sich in die Wohnung nahm, doch dieses Wonnegefühl wollte ich mir für einen weiteren Abend aufsparen und als sie meine Absicht erkannte, flüsterte sie mir ins Ohr, dass sie verstehe und warten könne und zwackte mir mit ihren Zähnen ins Ohrläppchen, das noch leicht brannte, als ich in meinen Wagen stieg und langsam nach Hause fuhr.

In der Folgezeit, in der wir zu einem ansehnlichen Liebespaar gereiften, zeigte sie mir die andere Seite des Lebens, während ich gleichzeitig dafür sorgte, dass ein gesundes Mittelmaß gefunden wurde und die Arbeit für die Firma nicht darunter litt. Zu unserem gemeinsamen Glück gesellte sich, dass sie eine gleichgerichtete Einstellung hatte, jeden Tag hart und mit vollem Einsatz für das Unternehmen arbeitete, jedoch ebenso leidenschaftlich unser gemeinsames Leben formte, an dem ich mit dem größten Vergnügen teilnahm. Sie war die treibende Kraft meines sich verändernden Lebens, in dem eine gewisse Entspanntheit Einzug hielt, die ich früher als gefährlich eingestuft hatte, die aber eigentlich ein unendliches Reservoir an zusätzlichen Kräften barg, mit dem ich Ereignisse erschaffen konnte, die früher undenkbar gewesen waren. Doch meine allergrößte Freude war es, als ich sie meiner Mutter vorstellte, sie sich beide auf Anhieb mochten und weitaus besser verstanden, als ich es jemals zustande bringen würde. Welch ein Fest war es mir, als ich meiner Mutter die Verlobung verkünden konnte, zu der ich auch meine Brüder ins elterliche Haus eingeladen hatte, die jedoch allesamt mit erfundenen und nichtigen Gründen absagten, was mir jedoch angesichts unseres Verhältnisses nicht schmerzhaft als Lücke in meinen Erinnerungen erschien. Die einzige Lücke in dieser Familienfeier war der frühe Tod meines Vaters, doch ich

wollte diesen Abend nutzen, um die Erinnerung an ihn wachzuhalten, indem ich einige der besten Chocolatiers des Hauses beauftragte, eine Statue von meinem Vater mit Schokolade nachzubauen, was ihnen auch vortrefflich gelang. An diesem Abend aßen alle Verwandte und Bekannte, die zu unserem Fest gekommen waren, nur Schokolade von dieser Statue und spürten auf ein Neues den unglaublichen Geschmack der Schweizer Haube, deren gerahmtes Originalrezept ich als Faksimile meiner Mutter überreichte, was sie zu Tränen rührte, als sie die Fetzen sah, die sie vor so vielen Jahren auf ihrem Küchentisch sortiert und abgeschrieben hatte, und die zum Zeichen einer Reise standen, die die eigene Familie aus den unsicheren Zeiten herausgelöst und ihr großen Erfolg gebracht hatte.

Alle Anwesenden beglückwünschten mich zu einer derart hinreizenden Frau, die überall herumerzählte, dass ich versucht habe, sie mit einer Schachtel der eigenen Schokolade zu einem gemeinsamen Abend zu überreden. Alle lachten bei dieser Anekdote und ich versöhnte mich mit diesem für mich peinlichen Augenblick, sodass ich sie seither selbst erzähle, wenn ich die Frage gestellt bekomme, wie ich meine Frau kennengelernt habe. Die Trauungszeremonie und die Bekanntgabe der ersten Schwangerschaft meiner Frau waren die nächsten großen Ereignisse in meinem Leben, das auf einer Welle des Glücks getragen wurde. Ganz gleich, was ich auch anfasste, es entwickelte sich auf eine sehr angenehme Art und Weise für mich. Selten musste ich streng und unnachgiebig bei irgendwelchen Problemen durchgreifen – auch die Geschäfte liefen einwandfrei –, und als sich meine Brüder dazu herabließen, mir zu meiner Hochzeit und meinem Nachwuchs schriftliche Glückwünsche zu übersenden, dachte ich, mein Glück wäre perfekt; doch wie es stets im Leben ist, kommen nach Höhen auch irgendwann Tiefen und das nächste Tief wartete bereits in den Startlöchern, um Jagd nach mir zu machen.

Eines Tages saßen zwei meiner Brüder in meinem Büro und warteten auf meinen Arbeitsbeginn; wie erstaunt ich nach all den Jahren des Nichtsehens war, kann man sich als Außenstehender kaum vorstellen, doch ich überwand meine Verwunderung, ging zu beiden, schüttelte weltmännisch ihre ausgestreckte Hand und fragte, wie die Geschäfte in ihrem Teil der väterlichen Firma liefen, obwohl ich natürlich alle Zahlen vorliegen hatte und besser als sie wusste, wie es um sie stand. Mit dieser scheinbar harmlos wirkenden Einstiegsfrage hatte ich bereits mit der Nadel in die Wunde gestochen, denn die beiden wurden merklich unruhig und wollten zunächst nicht antworten, doch als der zweite Bruder den Drittgeborenen anstupste und dieser dann schleppend vom mir bereits erahnten Niedergang seines Teiles der väterlichen Firma berichtete, zögerte ich keinen Augenblick und gab den beiden die Sicherheit zurück, die sie dereinst von mir Abstand nehmen ließ. Ich gab zu verstehen, dass ich ihnen großzügig ihren Teil abkaufen würde, sodass sie ein Leben in gesittetem Anstand verbringen konnten, doch ohne die großen Spuren, in denen beide noch wandelten. Die beiden bedanken sich bei mir überschwänglich und ich gab meinem Anwalt die

Aufgabe, einen entsprechenden Vertrag nach dem besprochenen Inhalt aufzusetzen, und nach wenigen Tagen bereits konnte ich mich Herr über mehr als die Hälfte der väterlichen Firma nennen. Aber diese Übernahme kam eigentlich in einem falschen Moment, da auch meine Firma gerade ein riesiges Investitionsprojekt im Ausland forciert hatte, sodass die liquiden Mittel knapp wurden, doch innerhalb weniger Monate gelang es mir und den neu eingestellten Managern in den anderen Werken, diesen Kraftakt zu meistern, sodass wir den mittlerweile großen, übernationalen Konzern auf breite Säulen stellen konnten, insbesondere da sich die Produktpalette mit dem Zukauf einer Sparte für Eiswaren vergrößerte und wir damit unabhängiger von einem hoffentlich nie eintretenden Einbruch auf dem Schokoladenmarkt waren. Dies war der dunkle Schatten, dessen Zipfel mein Vater verspürt hatte und den ich aufziehen sah: die Vergrößerung des Unternehmens nach außen, aber auch in die Breite und in die Höhe. Zusätzliche Einrichtungen mussten geschaffen werden, die den Informationsfluss im nunmehrigen Konzern gewährleisteten, und neue Produktionsgebiete mitsamt einer neuen Produktpalette entstanden, damit es im nunmehr weltweiten Konkurrenzkampf zu einem versöhnlichen Ende für die Firma meines Vaters reichen würde. Innerhalb eines Jahrzehnts hatte sich die gesamte Landschaft in der Wirtschaft verändert und die Firma, die mein Vater mit nur wenigen Händen aufgebaut hatte, wuchs über die Grenzen des eigenen Landes zu einem großen Komplex, der nur noch mit allergrößter Mühe zentral zu verwalten war. Dies hatte schon lange nichts mehr mit dem Zauber der Geschichte zu tun, in der mein Vater in den Schweizer Bergen das Rezept für die zartschmelzendste Schokolade fand, unter abenteuerlichen Umständen nach Hause brachte und mitsamt seiner Frau eine kleine Firma aufbaute, nur um den Kindern eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Dieser von mir immer noch in Eigenregie geführte Konzern war eine nach außen erkaltete Einrichtung, deren inneres Feuer immer mehr von meiner Energie verlangte, ehe ich kurz nach der Geburt meiner ersten Tochter zusammenbrach, Abstand von meiner Arbeit brauchte und mitsamt meiner Frau und meiner Tochter eine lange Auszeit in den Schweizer Bergen machte, dort also, wo die Geschichte meiner Firma begonnen hatte und wo meine aktive Zugehörigkeit mit der Übernahme auch des letzten verbliebenen Bruders, der ebenfalls gütlich ausbezahlt wurde, enden sollte.

Die ersten Tage meines Aufenthalts fern von dem Unternehmen meines Vaters schlichen im gemeinsamen Glück des Familienlebens dahin, das nun das Einzige schien, aus dem ich noch Kraft ziehen konnte, da ich von meinem täglichen Gewühl um mich herum entnabelt wurde, dem ständigen Sichverbessernmüssen, jedoch ohne die nötige Leichtigkeit, die meine Frau mir kurzzeitig vor unserer Hochzeit vermitteln konnte. Ich muss gestehen, dass die Arbeit mich schneller wieder eingeholt hatte, und mit der frisch gewonnenen Kraft trieb ich die vielen bevorstehenden Ereignisse mit all meiner Macht voran, ohne an mich und meinen letztlich begrenzten Energiehaushalt zu denken. Es brauchte einige Zeit, zwei Wochen, um genau zu sein,

ehe ich die Ruhe der Schweizer Berge und die neue Ruhe in meinem Leben genießen konnte; vorher wurde mir zuweilen schlecht, wenn ich an meine Firma dachte und daran, was die führenden Hände denn nun wohl ohne mich entscheiden würden. Eigentlich eine unnötige Frage, denn ich hatte vor meiner Abreise schriftlich angeordnet, dass alle wichtigen Entscheidungen von mir getroffen werden müssen und solange ich nicht vollständig zu Kräften gekommen sei, sollten alle Veränderungen so weit getrieben werden, wie abgesprochen, doch Weiteres solle nach hinten geschoben werden. Die ersten Tage des Nichtstuns waren demnach keine Erholung, sondern zusätzlicher Stress, der mich beinahe erneut an den Rand einer neuen Ohnmacht brachte, doch ich konnte noch ins Bett flüchten, ehe die Angstwellen meinen Körper erzittern ließen. Tagelang war ich kaum ansprechbar, und wären meine Frau und meine Tochter nicht bei mir gewesen, könnte ich nicht behaupten, dass ich an diesem Ort, fernab meiner Firma, geblieben wäre, denn was hielt mich hier? Meine Gesundheit, meine kränkelnde Konstitution? Gewiss nicht, denn auf die Bedürfnisse meines Körpers hatte ich bisher nicht gehört, aber ebenso wenig auf die des Geistes, hatte mich in all den Jahren für nichts weiter als die nackten Statistiken in Bezug auf meine Unternehmung interessiert, und das gesamte gesellschaftliche Leben war, mit dem kurzen Intermezzo nach dem Kennenlernen meiner Frau, an mir vorbeigezogen, sodass ich weder die neuesten Filme noch Bücher, geschweige denn die alten, nennen konnte, die sonstwo in aller Munde waren. Ich kannte kaum die Prominenten des Alltags, allein die wenigen, denen ich persönlich vorgestellt wurde, und auch nur die Lokalpolitiker, mit denen ich mich um neue Lizenzen zanken musste, waren mir neben einzelnen Figuren der täglichen Nachrichten bekannt. Ich muss zugeben, dass ich in jenen Tagen ein ausgebranntes Wrack war, das ausgedient hatte, doch mit den ersten Wanderungen, die ich nach ungefähr drei Wochen begann, erst leicht bergan und im Umkreis der Pflagestation, dann immer weiter bergauf, wurde mir zum ersten Mal die Schönheit der Gegend bewusst, in der ich mich befand; ich verspürte, was mir bisher alles entgangen war, und konnte es genießen, nichts zu tun, außer die Landschaft zu betrachten. Es ist letzten Endes nicht anderes als das Betrachten von nackten Zahlen, solange man es richtig einzuordnen vermag, doch es gibt einen gewaltigen Unterschied in dem Sinne, warum man beides betrachtet: der Stress im Leben, der im Büro mich vollständig in seiner Gewalt hatte, und die völlige Abwesenheit von diesem treibenden Gefühl in diesen Bergen, wo es scheinbar gleich war, ob man heute oder morgen entschied, etwas zu machen, da alles in diesem Gebiet mit der Ewigkeit verbunden schien. Hier konnte meine Seele durchatmen, täglich kamen mir neue Gedanken und nach einem knappen Monat war ich schon bereit, meinen Zusammenbruch als etwas Gutes zu feiern, da er mich meiner Familie näher brachte, aber auch mir selbst, meiner Persönlichkeit, die ich Zeit meines Arbeitslebens in vollem Maße unterdrückt hatte.

Mit der Freiheit kam auch die Erkenntnis, was es bedeutet, Zeit für sich selbst zu besitzen, in der ich ernsthaft mir Gedanken machen musste, welche neuen Hobbys ich gerne einmal ausprobieren würde, da Nichtstun ebenso destruktiv war wie die blinde Negation der eigenen Bedürfnisse. Nach einer kurzen Eingewöhnungszeit stellte ich fest, dass bestimmte Sportarten nichts für mich waren, und blieb letzten Endes beim Tennis, das für mich eine angenehme Art war, sich in Bewegung zu halten und gleichzeitig den aufgebauten Stress abzubauen. Ich besuchte Malstunden, doch mein Talent reichte nicht aus, um auch nur einen geraden Strich ohne Lineal zu zeichnen, und so blieb ich innerhalb der Kunst bei der Literatur hängen, die mich brennend zu interessieren begann; zuerst waren es die überall verfügbaren belletristischen Werke, alsdann kehrte ich jenen jedoch den Rücken und las vor allem gewichtige Werke aus den alten Zeiten, da ich in den meisten Autoren der alten Bücher eine größere Fertigkeit attestierte, wobei ich nicht sagen will, dass alle neuzeitlichen schlechte Autoren sind, jedoch schien mir der Büchermarkt derart überfüllt, dass ich mir kaum die Mühe machen wollte, alle schlechten von den guten zu separieren, ehe ich die wenigen guten herausgefiltert hatte. Dies war bei den älteren Autoren bereits geschehen – die Zeit hatte bereits eine Kanonisierung für mich vorgenommen, an die ich mich halten konnte –, sodass ich mich auf die Auswahl meistens verlassen konnte und dachte mir, dass die heutigen guten Autoren vielleicht in hundert Jahren von allen Altersklassen als Klassiker gelesen werden, ohne heute wahrhaft erfolgreich zu sein. In einem Werk über zeitgenössische Kunst des neunzehnten Jahrhunderts fand ich eine Bemerkung zu einem Komponisten, der ich unbedingt nachgehen musste, und auf diesem Wege entdeckte ich Anton Bruckner, eines der zunächst verkannten Genies seiner Zeit, das nach einer Periode des Vergessens zu dem Status gereift war, der ihm von Anfang an zugestanden hätte, und ließ mir alle seine Symphonien zuschicken, deren ich habhaft werden konnte. Als bald hatte ich mich derart in die Welt der deutschen Klassik und Romantik hineingelesen und in die chorale und symphonische Musik hineingehört, dass ich mich fragte, wie ich bisher ohne diese absoluten Freudenbringer leben konnte. Jeden Abend las ich meiner Tochter, die bald ein Jahr alt werden sollte, eine Gutenachtgeschichte von den Gebrüdern Grimm vor, vorbehaltlich jener, die nicht zu grob beschrieben waren, und freute mich über den lieblichen Blick, den ihr Gesicht zur Schau trug, wenn sie unter dem Klang meiner oftmals wiederholenden Worte friedlich eingeschlafen war. Diese Zeit war die ruhigste und angenehmste meines bisherigen Lebens und ich hoffte, dass sie niemals enden würde, doch wie beim für mich unfassbaren Tode meines Vaters endete auch diese Periode aufgrund eines äußeren Schaltens der vor sich hintaumelnden Zeit.

Kaum ein Jahr war vergangen, seit ich auch den letzten Rest der väterlichen Firma unter Dach und Fach bringen konnte und meinem Bruder eine überhöhte Abfindung bezahlt hatte, als ein Brief von den dreien bei uns in den Schweizer Bergen eintraf, den jeder eigenhändig unterschrieben hatte

und in dem sie weitere Zahlungen verlangten, da ihre Barschaft binnen eines Jahres aufgebraucht worden war und sie sich von mir betrogen fühlten. Dies war die Zwickmühle meiner Gefühlswelt, vor der ich mein gesamtes Leben Angst gehabt hatte: »Was ist, wenn deine Brüder, die dich dein ganzes Leben nicht als ihren Bruder angesehen haben und die dich stets bei jeder Gelegenheit niedergemacht haben, was ist, wenn das Leben dieser Brüder von dir und deinem Vermögen abhängt? Was wirst du tun, wenn die Kinder deines Vaters, der dich vor dem Hungertod bewahrt hat, zu dir kommen und dich um deine Unterstützung fragen?« - »Wie wirst du dich entscheiden?«, war die durchdringende Frage meiner Frau, als sie den Brief gelesen hatte, und ich konnte nur antworten, dass ich keine Antwort auf ihre Frage habe, die ich mir bereits seit dem Tode meines Vaters stellte. Rechtlich war alles in trockenen Tüchern und meine Brüder würden keine einzige Zahlung von mir erzwingen können, doch war dies im Ansinnen meines Vaters, der mir vor seinem Tode seine Firma mehr oder minder anvertraute? Wollte er damit nicht auch sagen, dass ich auf seine drei anderen Söhne Acht geben solle, dass sie kein Schindluder mit seinem Unternehmen trieben, aber auch, dass ich sie auffangen sollte, wenn sie sich im freien Fall befänden? Die Firma hatte ich gerettet, doch was blieb mir in Hinsicht darauf, meine Brüder in die Wege zu leiten, da mir zugleich bewusst war, dass es nicht bei dieser einmaligen Zahlung bleiben würde, nein, sie würden immer und immer wieder kommen, wie zu einer Kuh, die man jeden Morgen aufs Neue melkt, bis sie alt und ausgetrocknet ist? Ich beriet mich mit meinen Ärzten, die mich für gesund hielten und gehen lassen wollten, und zudem mit meiner Frau, die mir den besten Rat in dieser Situation gab: Ich solle die einzige Instanz im Leben meiner Brüder aufsuchen, vor der sie noch den Anstand und Respekt der alten Tage hatten – meine Mutter – unsere Mutter!

Es ist erschreckend, wenn man bei einem Besuch seiner Eltern erkennt, wie gealtert sie sind, obgleich man noch genau jene Bilder im Kopf herumschwirren hat, in denen sie einem quietschfidel und hüpfend nachgejagt sind und sich keine Falte auf ihrem makellosen Gesicht zeigte – doch sind dies am Ende nicht auch nur idealisierte Erinnerungen? Meine Mutter wusste von unserem Eintreffen und schien am Küchenfenster auf unsere Ankunft gewartet zu haben, denn kaum waren wir in der Einfahrt erschienen, da stürmte sie uns aus der Eingangstüre entgegen, ganz als ob wir seit Jahrzehnten nicht mehr in Kontakt gestanden hätten. Wir umarmten uns leidenschaftlich, doch erst nachdem die Großmutter ihre heranwachsende Enkelin begrüßen durfte, wurde sie entspannter; es war bisher das einzige Enkelkind, obgleich alle vier Söhne verheiratet waren und behaupteten, dass sie es allesamt begrüßen würden, Eltern zu werden. Ein schreckliches Szenario für meine Mutter, die derart kindervernarrt war und so wenig Gelegenheit bekam, Großmutter sein zu dürfen; umso mehr liebte sie unser Kind, was auch uns eine Freude und nur selten eine kleine Last war, wenn sich meine Mutter wie eine richtige Großmutter benahm. Wir gingen hinein und setzten uns an den großen Esstisch, an dem wir früher schon mit allen Mann

zum Essen versammelt gewesen waren, und es stiegen alte Erinnerungen hoch, die aus der zeitlichen Distanz keinesfalls so hart erschienen, wie man es als Kind empfunden hatte. Zunächst wollte ich meine Mutter nicht mit dem wichtigen Thema belästigen, doch sie begann umgehend, darauf anzusprechen, da sie mir beichtete, dass sie glaube, meine drei Brüder wären allesamt bankrott, denn derartige Gerüchte seien mehrfach an sie herangetragen worden, sodass sie mittlerweile bereit sei, daran zu glauben. »Ja«, begann ich mit einiger Mühe, da ich gehofft hatte, mich erst ein wenig warmzureden, ehe ich sie mit der traurigen Gewissheit überrumpeln wollte, »dies ist auch der Grund, warum wir dich aufgesucht haben. Wir brauchen deine Hilfe, denn ich habe nach einigen Meldungen und Briefen meiner Brüder keine Ahnung, wie ich gegen oder mit ihnen vorgehen soll, denn sie verlangen von mir, dass ich mein Vermögen für ihren erhöhten Lebensstandard einsetze – ohne Gegenleistung, versteht sich.« Ich sah, wie die Gedankenblitze hinter den Augen meiner Mutter in eine Richtung schossen, und es war gewiss keine angenehme für meine Brüder, denn wenn meine Mutter eines nicht ausstehen konnte, dann war es eine boden- und grundlose Ungerechtigkeit, und jene spürte sie an der Schiefelage meines Tones. – »Was haben sie von dir gewollt, ich meine, nachdem du ihnen ihre heruntergewirtschafteten Anteile der Firma mit überhöhten Preisen abgekauft hast?« – »Sie wollen mich einer Kuh im Stall gleich melken, bis ich ihnen nichts mehr zu geben habe; anstatt dass sie ihren Lebensstil ändern, wollen sie mich dazu zwingen, meinen aufzugeben, nebst den Prinzipien, die ich von meinem Vater und dir geerbt und stets hochgehalten habe! Doch sind sie auch meine Brüder und ich muss leider gestehen, dass mir keine Lösung für das Problem einfällt, bei dem niemand zu Schaden kommt, weder ich noch meine Brüder noch du, Mutter! Gewiss, das Einfachste und am wenigsten Schmerzhafteste wäre das Ausbezahlen meiner Brüder, denn damit würde ich niemandem das Leben erschweren und hätte wahrscheinlich noch selbst genug, doch das kann doch kein Lebenszustand bleiben? Immerhin sind meine Brüder erwachsene Männer, die sich jederzeit mit ihrer eigenen Arbeitskraft den täglichen Lohn verdienen können, wenn sie dazu bereit wären, ihren Lebensstil aufzugeben und kleinere Brötchen zu backen.« Meine Mutter dachte im Anschluss an meine Worte eine längere Zeit nach und fragte mich, ob die Übernahmen rechtlich wasserdicht seien, was ich umgehend bejahte; gleich danach verfinsterte sich ihre Miene und nicht nur ich, sondern auch meine Frau spürten den Verdruss im Innern meiner Mutter, der sie um Jahre gealtert wirken ließ. – »Deine Brüder müssen ihre Lektion irgendwann lernen und jetzt ist der richtige Zeitpunkt dafür, denn wenn sie es nicht alsbald lernen, wird das Grab nur noch tiefer, in das sie fallen würden. Gut, dass du mich nach meiner Meinung gefragt hast, mein Sohn, denn nun kann ich mit voller Überzeugung sagen, dass ich hinter jeder deiner Entscheidungen stehen werde, obwohl ich dir empfehlen würde, deinen Brüdern eine höfliche, aber bestimmte Absage zu schreiben, in der du meinen Namen als deine Unterstützung angibst, denn sie sollen direkt wissen, dass sie nicht zu mir kommen brauchen,

damit ich für sie bei dir werbe. Die drei müssen erkennen, dass sie nur ein Wechsel ihrer Ansichten vor dem Hungertuch bewahren kann, und sollten sie dies nicht einsehen, sind sie selbst schuld. Wusstest du eigentlich, dass zwei deiner Brüder mittlerweile getrennt leben und die Frauen per Anwalt die Scheidung eingereicht haben; zudem erwarte ich eigentlich täglich die Nachricht, dass auch die dritte die Scheidung möchte, und ich wundere mich, da ich diese Schwiegertochter bisher stets als die kämpferischste angesehen habe. Aber wie sollte ich mich nicht in Schwiegertöchtern täuschen, wenn ich mir sogar bei den eigenen Söhnen nicht sicher sein konnte, welche Hintergründe ihre Taten hatten? Wenn ich mir manchmal vorstelle«, sagte sie plötzlich mit brüchiger Stimme und legte den Kopf in ihre offenen Hände, »wenn ich mir zuweilen vorstelle, dass du nicht durch den großen Zufall in unsere Familie gekommen wärst, dann sähe es schlecht um die Firma meines verstorbenen Mannes aus, und sie wäre mittlerweile ganz bestimmt Teil einer ausländischen Firma, die mit dem Rezept der Schweizer Haube ihre Bilanz aufbessert. Wer weiß überhaupt, ob es das Erbe deines Vaters noch geben würde, wenn du nicht der beste Ziehsohn gewesen wärst, den man sich als Mutter vorstellen kann, ich...« Mit den letzten Worten brach ihre Stimme vollends weg und ich erhob mich, um meine sitzende Mutter zu trösten, die die angestauten Tränen der vergangenen Zeit loszuwerden schien, denn sie brauchte eine gefühlte Ewigkeit, ehe sie die Fassung über die Trauer zurückgewonnen hatte, sich für einen Moment entschuldigte und ins Bad verschwand. »Deine Mutter«, begann meine Frau, die mit unserer Tochter zwischendurch hinausgegangen war, »war einst eine starke Frau, doch der Tod deines Vaters und die Handlungsweisen deiner drei Brüder haben sie verwelken lassen, sodass sie deine Kraft umso mehr benötigt. Wir werden in der nächsten Zeit ein Auge auf sie haben müssen und sollten – da du die Geschäfte auf die Manager deines Vertrauens komplett übertragen musst – in die Nähe von ihr ziehen, dann kann sie mit ihrer Enkelin spielen und Großmutter sein; das wird sie gewiss mehr am Leben halten als alles andere.« – »Vielleicht hast du recht«, sagte ich und verabschiedete mich mit dieser spontanen und aus dem Herzen gereiften Entscheidung von meinem Traum, erneut an die Spitze meines Unternehmens in handelnder Funktion zurückzukehren, »wir sollten direkt in die Nachbarschaft ziehen und uns ein neues Leben aufbauen. Deine Stelle mussten wir in deiner Schwangerschaft interimshalber besetzen, und soweit ich informiert bin, macht der Ersatz gute Arbeit, sodass wir in Ruhe das fortschreitende Leben nach unseren Wünschen einrichten können.« – »Vor allem möchte ich endlich was von dir haben, nachdem du im Anschluss an unsere Hochzeit mehr im Büro verbracht hast als zu Hause. Die letzte Zeit in den Schweizer Bergen war überaus angenehm, und ich wünsche mir zudem weitere Kinder, denn unsere Tochter soll nicht der einzige Nachkomme unserer Verbindung bleiben.« – »Ja«, gab ich ihr liebevoll zurück und küsste sie auf die Stirn, »ich glaube, ich sollte mir ein neues Leben mit neuen Interessen schaffen, jetzt scheint der richtige Zeitpunkt dafür zu sein. – »Du kannst weiterhin deinen neu geschaffenen Aufgaben

nachgehen, solange sie dir jederzeit den Freiraum lassen, dich in eine Ruhewelt zurückzuziehen, dich nicht bis zum Ehebett verfolgen und dich nach dem Aufstehen erneut belästigen. Gründe einen Verlag für Autoren, die derart antiquiert schreiben, dass sie niemand drucken und lesen würde, wenn sie sich bei einem marktorientierten Verlag bewerben würden, oder unterstütze zeitgenössische Kunst, die dir am Herzen liegt und keine Möglichkeiten auf große Erfolge besitzt. Suche dir eine Aufgabe, die du mit gutem Wissen unterstützen kannst und die dir zugleich die Freude bringt, an das Leben und die Freude daran zu glauben, jenes überwältigende Gefühl, das wir uns gemeinsam in den Schweizer Bergen erarbeitet haben, an die Kraft, die in den Verbindungen der Menschen und in unserer liegt!« Ich küsste meine Frau noch immer, als meine Mutter zurück aus dem Bad ins Esszimmer trat und sich ein Lächeln auf ihr Gesicht zauberte, das die Hoffnungen an alle ihre vier Söhne widerspiegelte, die jedoch von dreien mit aller Entschiedenheit niedergetreten wurden. Noch am gleichen Tag verfasste ich mithilfe meiner Mutter das Schreiben an meine Brüder, und erneut musste sie mit ihrer Fassung kämpfen, doch als sie ihre Unterschrift unter alle drei Papiere gesetzt hatte, fühlte sie sich besser und erstarkt, denn im Geheimen war sie eine geborene Kämpfernatur, wie übrigens auch mein Vater eine war, daher war es umso erstaunlicher, welche Verweichlichung meine Brüder in ihren Herzen offenbarten. Ich glaube, letzten Endes hat es weniger damit zu tun, welche Eigenschaften man von den Eltern mitbekommt, als was man aus ihnen macht, denn wenn diese niemals auf die Probe gestellt werden, sei es aufgrund sicheren Wohlstandes oder mangelnder Konkurrenz, dann verkümmern diese Elemente und es setzen sich allein die schwächlichen und dekadenten durch. Ich hatte stets gegen meine drei Brüder kämpfen müssen und war bis zu meiner gesundheitlichen Erschöpfung gegangen, um für meine Firma zu kämpfen, aber dennoch oder gerade deshalb konnte ich mit mir und meinem Leben im Reinen sein, sodass mir der Neuanfang in der Nachbarschaft meiner Mutter als eine wohltuende Befreiung und nicht als Bestrafung oder Einengung erschien.

Wie sehr mich meine Vergangenheit, die doch beileibe niemals so grausam war, wie man es als Kind erfährt, in diesen ersten Wochen und Monaten umgarnte, spürte ich sogleich, doch es dauerte einige Zeit, ehe ich verstand, dass ich selbst auf dem Höhepunkt meiner firmeninternen Leistungen mich niemals dort zu Hause gefühlt hatte, sondern mein Herz an meiner kindlichen Heimat hing. Ich zog mit meiner Tochter durch die Straßen meiner Kindheit und erfreute mich daran, dass es auch ihre Heimat werden sollte, wie es meine geworden war und aus der ich beinahe jeden Tag alte Erinnerungen sog, wie aus einem Schwamm, der über die Jahre niemals ausgedrückt worden war und seine Nässe behalten hatte. Tröpfchenweise erschloss ich mir mein Leben vor dem Auszug zur Universität, und als ich diese Reise so gut wie abgeschlossen hatte, entschied ich mich zur Überraschung meiner Frau, meinen Abschluss an der Universität nachzumachen, zwar nicht in dem Fach, das ich gewiss besser in der Praxis als in der Theorie beherrschte, sondern ich schrieb

mich für Literatur- und Theaterwissenschaften ein, einem Metier, an dem mein Interesse immer weiter wuchs. Auch fand ich einen ortsgebundenen, kleinen Bücherladen, den es schon seit mehr als zweihundert Jahren gab und der in den frühen Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts selber einmal Drucksachen verlegt hatte, sodass mir der noch lebende, uralte Großvater Geschichten aus seiner Jugend zwischen Druckerschwärze und Druckplatten erzählen konnte, die mich derart faszinierten, dass ich mit seinem Enkel, der das Geschäft vor wenigen Jahren übernommen hatte, übereinkam, einen Verlag für Nischenliteratur zu gründen, den sein Bruder leiten und ich finanzieren sollte. In diesem Verlag sollten besonders junge Talente aus der Region gefördert werden und die Lektoren sollten an den umliegenden Schulen Kurse im Schreiben von Geschichten geben, damit jedes Talent frühzeitig entdeckt und gefördert werden konnte. Der Erfolg dieser Einrichtung zeigte alsbald, dass diese Entscheidung richtig gewesen war, denn schon bald konnte der Verlag die ersten prämierten Auflagen verzeichnen, die ausgiebig gefeiert wurden. Auch wenn aus diesem Bemühen bis heute kein Dichter von Weltformat entstand, war es dennoch stets eine Freude zu sehen, wie sich Menschen mit ihrem ganzen Herzen in eine Sache verliebten und sie schlussendlich realisierten, indem sie nach einer kurzen Zeit des Korrigierens und Nachbesserns ihr erstes eigenes Buch in den Händen halten konnten. Der Verlag war Zeit meines Lebens eine Stütze in meinem Lebensgefüge, der mich aufrecht durch die Straßen ziehen ließ, in dem sicheren Glauben, etwas Gutes mit meinem Reichtum, den ich jedoch auch für die vielfältigsten Programme, in denen Jugendlichen und Kindern gefördert oder geholfen wurde, anstellen würde. Denn Geld verlor für mich jeden Tag an Wert, nicht weil es nicht ordentlich verwendet wurde und zinsbringend angelegt war, sondern es machte mir nichts mehr aus, es im Sinne der Gerechtigkeitsverteilung dort auszugeben, wo es sinnvoll für meine Umwelt erschien. Dass ich es meinen Brüdern nicht geben wollte, hatte daher nicht nur einen offiziellen, sondern auch einen prinzipiellen und höchst persönlichen Grund, denn dann wäre es dorthin geflossen, wo nichts Gescheites dabei herumgekommen wäre, und siehe da, nach mehr als zwei Jahren stand einer der Brüder mit seiner neuen Frau vor der Tür, und als meine erste Angst, er wolle mich um Geld anflehen, verflogen war, erkannte ich auch eine bedeutende Veränderung im Wesen meines Bruders, der eine normale Arbeit gefunden hatte und sein Geld nun selbst verdiente. Obwohl er noch Schulden bis über beide Ohren hatte, erschien er mir vom Streben nach dem unsinnigen Luxusleben befreit und konnte sich nunmehr an den einfachen Dingen des Lebens erfreuen. Nach einem kurzen Gespräch überredete ich ihn, mit mir gemeinsam zu unserer Mutter zu gehen, und obwohl er sich anfänglich dagegen sträubte, schoben seine Frau und ich ihn in die unmittelbare Nachbarschaft, an die Türe meines elterlichen Hauses, an der er sich dann endlich traute, die Klingel zu betätigen. Welch ein überschwängliches Gefühl der Freude und Versöhnung in der Reaktion meiner Mutter lag, lässt sich auch nach all den Jahren des Grams kaum beschreiben, aber

wenn ich behaupte, dass dies einer der glücklichsten Tage meines Lebens gewesen ist, dann ist das keine Übertreibung, sondern beglückender Ernst. Gewiss, die Wunden brauchten lange, ehe sie einigermaßen geheilt und vernarbt waren, doch wenn ich heute an ihrem Geburtstag ans Grab meiner Mutter gehe, dann kann es geschehen, dass ich dort meine drei Brüder treffe, die ebenfalls für ihre gute Seele beten.

Die vielfältigsten ehrenamtlichen Aufgaben ließ ich mir antragen und erfüllte sie mit dem größten Eifer, wobei mir jedoch Zeit genug blieb, um mich um meine Familie zu kümmern und nebenbei mein Studium voranzutreiben. Wie es wohl beinahe jedem Studenten geht, der Literaturwissenschaften ernsthaft studiert, so begann auch ich im zweiten Semester mit dem Abfassen einer Geschichte, mit der ich jedoch verstand, dass meine Erzählungen niemals an jene heranreichen werden, die in meinem Verlag erschienen, sodass ich mich gegen eine Weiterverfolgung dieses Interesses entschloss; insbesondere aber, da ich merkte, wie schwer es mir fiel, eine fiktive Geschichte nachzuerzählen, die nicht auf realen Tatsachen basierte. Obgleich ich einige Jahre meines Lebens in der Praxis und ohne Lesen und theoretisches Denken verbracht hatte, fügte ich mich nahtlos in das Gefüge der Universität ein, auch wenn ich nicht selten eine merkwürdige Erscheinung unter all den jugendlichen Studenten war, doch niemand in den Seminarräumen ließ eine Abneigung gegen meine Meinungen verspüren, ganz im Gegenteil, stets musste ich die Toleranz meiner Kommilitonen rühmen, die mich jedoch nicht selten tadelten, dass meine Denkweise zu sehr in der Realität verhaftet war, da ich rein gedanklichen und äußerst fiktiven Stoffen oft ablehnend gegenüberstand, im Gegensatz zu den oft schwärmerisch-verklärten Jungerwachsenen. Mir hingegen sprachen die realistischeren Texte der alten Zeit mehr zu, jene, die mehr ein Zeitdokument als spannende Lektüre waren. Wenn sich der Inhalt um Reisen in ferne Gebiete oder die Entdeckung und Vermittlung einer neuen Errungenschaft drehte, dann war ich oft der einzige, der den gesamten Text in seiner vollen Bedeutung erfassen konnte. In den Theaterwissenschaften erging es mir nicht anders, denn während die meisten Studenten die eher theatralischen und expressiven Werke mochten, fand ich die eher menschlichen und natürlich-tragischen zumeist die interessantesten, doch da mir bewusst war, dass den Mitstudenten die Erfahrung eines langen Lebens naturgemäß noch nicht gegeben sein konnte, verstand ich ihre Schwärmereien und akzeptierte sie als interessantesten und zugleich wichtigen Zugang zu Theaterarbeiten, der mir zu jeder anderen Gelegenheit völlig verschlossen geblieben wäre. Schnell hatte sich zudem herumgesprochen, dass ich ein Förderer der jungen schriftlichen und darstellenden Künste war, sodass mich viele ansprachen und baten, ihr Werk meinem Verlag zur Begutachtung zu übergeben, und nicht selten konnten meine Lektoren den jungen Menschen ihren ersten kleineren literarischen Erfolg im Leben bescheren. Im Großen und Ganzen war meine Studienzeit eine weitgehend harmonische, an die ich mich gerne zurückerinnere, und auch wenn

ich zuweilen eine Abnormalität darstellte, hatte ich stets das Gefühl, mit meiner Meinung und Erfahrung willkommen zu sein.

An einem Nachmittag, als ich gerade von der Universität nach Hause kam, lag ein Zettel auf dem Tisch, der mir mitteilte, dass meine Mutter in das nahe Krankenhaus gebracht worden war; sogleich warf ich mir den Mantel um und lief die Treppen hinab zu meinem Auto, mit dem ich entgegen der verkehrsordnenden Vorschriften die Straßen hinabjagte. Kaum war ich in der Eingangshalle des Krankenhauses angelangt, kam bereits jener Bruder auf mich zu, der sich als erster der drei mit meiner Mutter ausgesöhnt hatte, und erzählte mir von dem Zusammenbruch meiner Mutter, dass es zu Hause zunächst nur schlecht gewesen sei, doch alsbald seien Magenkrämpfe dazugekommen und zu ihrem Glück sei heute die Haushaltshilfe anwesend gewesen, die umgehend den Notarzt alarmiert hätte. Da mein konfus wirkender Bruder keine Ahnung hatte, was meine Mutter befallen hatte, suchte ich meine Frau und fand sie mitsamt unseren Töchtern – unsere erste Tochter hatte vor kurzem ein Geschwisterchen bekommen – bei meiner Mutter am Bett sitzend. Da ich meine Mutter bei meinem Eintreten lächeln sah, fiel mir einiges an Ballast von den Schultern und ich musste zunächst durchatmen, ehe ich meinen Mantel ablegte und fragte, wie es ihr ging. – »Nicht schlechter als heute Morgen«, sagte sie mit einem missglückten Lächeln, »und da war mir bereits schlecht; ansonsten geht es mir den Umständen entsprechend gut, doch die Ärzte sagten, dass ich noch einige Untersuchungen über mich ergehen lassen muss, denn die Symptome würden auf eine Erkrankung des Magen- und Darmtraktes hindeuten. Zunächst bekomme ich die übliche Patientenkost, Zwieback und Pfefferminztee, wobei ich zwar kundtat, dass ich Tee nicht ausstehen könne, doch die Ärzte sagten mir hinter vorgehaltener Hand, dass es sein könne, dass ich niemals wieder Kaffee trinken dürfe, wie entsetzlich!« – »Du und keinen Kaffee mehr!«, sagte ich mit gespielter Entrüstung. »Das ist ja beinahe wie die Schweizer Haube ohne ihren unvergleichbaren Schmelz«, und mit einem ebenfalls nicht geglückten Lächeln fuhr ich meiner Mutter über die leicht verschwitzte Stirn. »Aber ich verspreche dir, Mutter, dass wir uns gemeinsam an Tee gewöhnen werden, wenn es dazu kommt, denn wenn ich mich recht entsinne, schwören einige meiner Angestellten auf Tee bei einem Stück Schweizer Haube, doch auch ich konnte bisher niemals vom Kaffee ablassen.« Meine Mutter gab mir das Lächeln zurück und ließ mich wissen, dass ich ein anständiger Sohnmann sei, der der Mutter viel Freude bereitet hatte, und just in diesem Moment fiel mir mein Bruder ein, der wie Falschgeld in der Eingangshalle herumsaß, ohne von der vorläufigen Entwarnung zu wissen, also nahm ich mir die Freiheit und verließ meine Mutter und meine Frau mit den beiden Töchtern, suchte meinen Bruder,klärte ihn auf und nahm ihn mit aufs Zimmer, wo auch er freundlich meiner Mutter Mut zusprach, den sie ihm herzlich dankte. In diesem Zimmer herrschte eine derartige Eintracht, dass es mir wahrhaftig unwirklich erschien, und bis auf die Tatsache, dass der Kaffee niemals wieder in unserem elterlichen Haus aufgebracht

werden sollte, nach dem es sonst schon am Morgen nach dem Aufstehen gerochen hatte, schien auch alles beim Besten, denn noch konnte ich nicht ahnen, dass mein Versprechen, mich gemeinsam mit meiner Mutter vom Kaffee zum Tee zu entwöhnen, eine der folgenreichsten und interessantesten Entscheidungen meines Lebens war. Als meine Mutter entlassen wurde, sagten die Ärzte tatsächlich, dass sie besser auf Kaffee verzichten solle und stattdessen auf Wasser oder Tee zurückgreifen solle, was die Stimmung meiner Mutter nicht gerade hob, doch sie wollte keine schlechte Patientin sein und fuhr mit mir an einem der folgenden Tage in die Stadt, um nach Möglichkeiten zu suchen, sich mit dem Tee anzufreunden. Wir betraten eines der wenigen Teegeschäfte, das ich von einem Stadtbummel her kannte, setzten uns in den Gästeraum und studierten die Karte, auf der uns nur die einheimischen Kräutertees bekannt schienen – alle anderen Bezeichnungen klangen bereits beim Lesen wie eine Pandora-Box mit all ihren Verwünschungen. Wir bestellten uns beide eine herbstliche Mischung von einheimischen Kräutern und wagten den Sprung ins kalte Wasser, indem wir uns eine Assammischung und einen Tee aus Ceylon bringen ließen, die uns beiden brühend heiß und nach der empfohlenen Brühzeit serviert wurden. Die Kräutertees, die im Allgemeinen eine längere Ziehzeit besitzen, kamen alsbald und wir wagten uns erst an diese heran, die uns auch die meiste Hoffnung machten. Meine Mutter verzog beim ersten Schluck zwar das Gesicht ein wenig, doch sie schwor mir, dass sie sich an diesen Geschmack mit ihrem eisernen Willen gewöhnen könne, so schlimm sei er gar nicht. Ich hingegen war erstaunt von dem interessanten Geschmack, der nicht dominant daherkam, sondern vielmehr sich lieblich im Mund ausbreitete und einen wohligen Eindruck nach dem Schlucken hinterließ, sodass ich mir sagte, dass Kräutertees gewiss eine Alternative zum Kaffee sein würden. Doch als wir zu den beiden schwarzen Tees kamen, schlug die bisher gute Stimmung ins Gegenteil um, denn zuerst probierte meine Mutter die Assammischung und konnte ihr Grauen nicht verbergen, und auch mir schmeckte sie nicht, doch als ich den Ceylontee probierte, rollten sich meine Fußnägel nach oben, so sehr zog dieser Tee an meiner Zunge und ließ sich kaum durch den Kräutertee wieder loswerden; auch meiner Mutter war die heftige Erfahrung anzumerken, und nur mit den letzten Kräften konnte sie überhaupt den ersten Schluck hinunterwürgen; doch alles half nichts. Um den Geschmack von der Zunge zu bekommen, bestellten wir uns ein Stück Kuchen und halfen der Zunge, dieses eklige Gefühl schleunigst zu vergessen. »Wer trinkt nur freiwillig ein solches Gebräu?«, fragte mich meine Mutter und ich musste mit den Schultern zucken, denn einen derartigen Geschmack konnte ich mir beileibe nicht vorstellen, obwohl es auch Menschen geben soll, die von einem Tier alles – und ich meine restlos alles – essen, was ich nicht minder ekelierend empfand. Nun ja, das Experiment Tee schien nur mit einem mäßigen Erfolg beschieden, als die Bedienung uns fragte, ob der Tee wohl geraten sei und wir dankend verneinen mussten, doch nicht, weil sie ihn schlecht zubereitet hatte, sondern weil wir einfach keine Ahnung

besaßen und ins kalte Wasser gesprungen waren. Da sie im Moment keine anderen Gäste zu betreuen hatte, erzählten wir ihr die Geschichte mit dem Zusammenbruch, dem Rat der Ärzte und unseren Vorlieben, die nicht mit der Assam-Mischung und dem Ceylon-Tee konform gingen. Die Bedienung lächelte wissend und meinte, dass dies auch die eher stärkeren und kräftigeren Tees seien und in der Mischung, wie wir sie bestellt hätten, noch um einiges stärker, da diese nicht das ganze Blatt beinhalteten, sondern nur Splitter, etwas größer als der Dust, den die Teegesellschaften in den Teebeutel pressen. Ich hatte keine Ahnung von dem, was sie mir sagte, hörte aber genauestens hin, und als sich die nette Bedienung mit mehreren Büchern zum Thema Tee an unseren Tisch setzte, merkten meine Mutter und ich alsbald, dass hinter der gesamten Teeindustrie eine Wissenschaft steckte, die über eine lange Tradition und ein langes kulturelles Erbe verfügte. Gemeinsam nahmen wir uns die Karte erneut zur Brust und uns wurde im Schnelldurchgang erklärt, wo die groben und feinen Unterschiede zwischen den Blattgraden und dem Anbaugebiet lagen, dass es aromatisierte Tees gab und manche Teesorten Tee genannt wurden, obgleich sie nichts mit der eigentlichen Teepflanze gemein hatten; darunter fiel auch unser Kräutertee, der vielmehr ein aufgegossener Kräutersud war, der ursprünglich aus Afrika stammende Rooibostee sowie der Matetee, der vorwiegend in Südamerika vorkam und den bereits die Indianer getrunken haben sollen, als dort noch keine Europäer gelandet waren. Langsam wurde mir die weltumspannende Kraft des Tees und seiner Pseudosorten bewusst, und da ich meiner Mutter meine Geduld versprochen hatte, bestellten wir als Nächstes einen hochwertigen Darjeeling aus dem Norden Indiens und einen guten Oolong von der Insel Sumatra. Erneut waren wir in völlig anderen Gebieten der Welt und ich erschloss mir weitere Gedankenwelten, vor allem nahm ich mir aber vor, mich mehr mit dem Thema auseinanderzusetzen, sobald ich erneut mit meinem Partner im Buchgeschäft zusammentreffen sollte. Auch dieser Tee wurde nach der überbrachten Bearbeitungsweise gebrüht, die gezogenen Blätter aus der Infusion entfernt, zu uns an den Tisch gebracht und schon beim Einschenken der ersten Tasse eines jeden der beiden Tees stellten wir einen Unterschied fest, den selbst ein Laie bemerken muss, denn diese feineren Tees hatten eine viel hellere Farbe und dufteten zudem viel angenehmer, weitaus lieblich-frischer. Wir ließen die Teetassen spannungsgeladen ein wenig auskühlen und probierten gegenseitig aufs Neue die dargereichten Getränke und waren überrascht, welchen Wohlgeschmack diese Tees nunmehr von sich gaben. Den Oolong fand meine Mutter bereits sehr angenehm und sagte, dass dieser ein adäquater Ersatz für ihren Kaffee sein könnte, doch meinen Darjeeling ließ sie in den höchsten Tönen von Tee schwärmen, wohingegen ich den Oolong als den angenehmeren Tee empfand, obgleich der Darjeeling mit der leichten Note eines First Flushs auch sehr wohlschmeckend war. Im Folgenden erfuhr ich, dass der Oolong ein halbfermentierter Tee war, dessen Fermentation vom grünen zum schwarzen Tee abgebrochen wurde, ehe er völlig nachgedunkelt war, sodass die

feine Linie des grünen Tees beibehalten werden konnte, ohne das etwas kräftigere Aroma des schwarzen Tees missen zu müssen. Ich befand mich mit einem Mal in einer völlig fremden Welt, die ich bisher so nicht gekannt hatte, und musste mich zweifelsfrei an meinen Vater und seine Geschichte in den Schweizer Bergen erinnern; wie er die Bekanntschaft mit der Schokolade machte, die sein Leben veränderte und wie ich und meine Mutter nun hier saßen, um uns eine andere Köstlichkeit zuzuführen, von der wir bisher ebenfalls keine Ahnung hatten. Meine Mutter und ich ließen uns an jenem Nachmittag weitere Tees vorsetzen, um einen ersten Eindruck von der Bandbreite zu erhalten, die dieses erstaunliche Getränk hat, und waren nicht minder erstaunt, als wir den afrikanischen Rooibos und den brasilianischen Matetee probierten, die beide zuweilen eine interessante Abwechslung für die Abendstunden waren, da sie keinen wachhaltenden Wirkstoff beinhalteten.

Doch wie ich bereits angedeutet hatte, war die Entdeckung der Welt des Tees nur ein Bestandteil der Veränderung, die in meinem Leben auf mich wartete, denn als ich wenige Wochen später einen alten Schulkameraden im Buchladen traf und mit ihm ins Gespräch kam, teilte dieser mir mit, dass er im Begriff sei, eine stilgerechte Lokalität aufzubauen, er wolle einen Ort schaffen, an dem die Menschen zugleich entspannen und genießen können. Sogleich war ich Feuer und Flamme für diese Idee und beriet mich am gleichen Abend mit meiner Frau, die versprach, mich in meiner Bestrebung zu unterstützen, und kurz vor meinem fünfundvierzigsten Geburtstag konnten mein Schulkamerad und ich unser gemeinsames Erholungscafé eröffnen, in dem die Besucher die Wahl zwischen bequemen Lesesesseln oder Sitznischen hatten, in denen sie lesend einen Tee oder einen Kaffee genießen konnten oder bei einem ruhigen Beieinander Abstand vom stressigen Alltag nehmen konnten. Es war genau die Art der Nichtbeschäftigung, die ich nach meinem Leben als Vorsteher eines großen Konzerns erst mühsam lernen musste, doch mit jedem Tag wusste ich mehr darüber, was mein Körper brauchte, um seine Energiereserven wieder aufzufüllen und um nicht an dem täglichen Geschehen zusammenzubrechen. In den folgenden Jahren verbrachte ich viele anregende Stunden in dieser Lokalität, die mir die Gelegenheit gab, meinen Hobbys nachzugehen, ohne allzu sehr in den Stress zu geraten, den ich von meiner alten Aufgabe in meinem Unternehmen kannte, und dennoch war ich darin so sehr involviert, dass es mir niemals langweilig wurde. Der richtige Spagat im Leben zwischen Arbeit und Erholung, Familie und Beruf ist für einen Menschen der Schlüssel zum Glück, und ich hatte in den letzten Jahren immer wieder das Glück, eine starke Familienbande um mich herum zu haben, die meine Unsicherheiten abfedern konnte, wenn sie selten, aber dann zumeist wuchtig zutage traten. Gemeinsam mit meiner Frau und meinen beiden heranwachsenden Töchtern sah ich gelassen dem Alter entgegen, denn ich merkte an dem Verhalten meiner Mutter, mit welcher Würde dies ohne weiteres zu meistern

war, wenn man sich und seine kleinen Probleme nicht mehr todernst nahm, sondern das Leben genoss, wie es das Schicksal einem servierte.

Das schöne, harmonische, dahingleitende Leben wurde jedoch an einem schlichten Dienstag im Spätherbst eines ansonsten anregenden Jahres durcheinandergeworfen, als ich auf dem Weg zur Lokalität die Nachricht erhielt, dass meine Mutter einen Schlaganfall erlitten habe und es dieses Mal schlecht um sie stehen würde. Ich sagte meinem Schulkameraden und Partner umgehend ab, fuhr ohne Umweg direkt ins nahe Krankenhaus und wurde von einer Krankenschwester vertröstet, denn die Ärzte würden ihr Menschenmöglichstes leisten, um meine Mutter am Leben zu erhalten. Ich glaubte der Schwester und vermochte mich kurzzeitig zu beruhigen, doch bei dem Gedanken, meine Mutter zu verlieren, wurde mir schwarz vor den Augen, sodass ich mich in Bewegung hielt, damit mein Kreislauf nicht ins Bodenlose sackte. Ich kämpfte mit meinen Gefühlen ebenso sehr wie die Ärzte um das Leben meiner Mutter, doch letztlich verloren wir beide den Kampf; meine Mutter schied aus dieser Welt und mein Gesicht löste sich in Tränen auf, die erst nach einer langen Phase der Trauer so wirklich trockneten. Meine Frau kam hinzu und war gleichermaßen von der Nachricht geschockt, doch sie war es wiederum, die mir die Kraft gab, die nun nötigen Schritte einzuleiten, denn ich musste als das ihr nahestehendste Familienmitglied die Beerdigung organisieren und dafür Sorge tragen, dass sie neben ihrem Mann ins Grab gelegt wurde. »Nun würde ich beide auf dem Friedhof besuchen gehen, mehrmals im Jahr, wenn ich die Kraft spüren musste, die immer noch von dem Grab meines Vaters ausging und die durch das Beilegen meiner Mutter gewiss nicht schwächer wird«, dachte ich bei mir und musste erneut schlucken, denn ihr Tod kam so plötzlich, dass die innere Vorbereitung darauf mit einem Schlag übersprungen ward. Im Zurückblicken war es eine Zeit, in der sich Licht und Schatten abwechselten, denn zum traurigen Tod meiner Mutter gesellten sich meine beiden bisher unversöhnlich erscheinenden Brüder, die vor kurzem das erste Mal wieder bei ihrer Mutter gewesen waren, um sich für ihre vielen Fehlritte zu entschuldigen. Vielleicht war für meine Mutter damit alles ins Reine gebracht worden und sie konnte sich mit ihrer restlich verbliebenen Zeit auf die Wiedervereinigung mit ihrem Mann im Himmel vorbereiten, an die sie seit dem Tod meines Vaters fest glaubte. Auch meine beiden Brüder hatten in all den Jahren der Nichtteilnahme am Leben meiner Mutter ihr Ansinnen völlig verändert, und so kam es eines Abends nach der Beerdigung, dass wir uns frei und ungezwungen an einem Kneipentisch treffen konnten, ohne die Sorge meinerseits, dass die drei etwas gegen mich ausheckten. Wir sprachen über die vertane Bruderzeit, die man hätte zusammen erleben können, doch jeder der Anwesenden war sofort bereit, diese Zeit von sich fortzuschieben, um an diesem Abend den Grundstein zu einer neuen Bruderschaft zu legen, die mit keinerlei Streitigkeiten behaftet sein sollte und bis zuletzt auch nicht wurde. Alle hatten sich mittlerweile ein neues Leben aufgebaut, alle drei hatten neue Lebenspartner gefunden und zweien war das späte

Glück beschert gewesen, noch Vater zu werden, sodass ich es mir als der Vermögende unter uns Brüdern nicht nehmen ließ, jedes Jahr alle Familien zu einem gemeinsamen Urlaub einzuladen, da es mir immer wichtiger schien, die geknüpften Verbindungen des Lebens zu pflegen, mehr als jene, die man früher in der Jugend oder im beginnenden Erwachsenenleben lebte, von denen man einige achtlos fortgeworfen hatte, ohne Hintergedanken und Reuegefühl. Dieser zwiespältig beginnende Herbst meines Lebens zeigte beide Seiten der Lebensmedaille sehr deutlich: zum einen erkannte ich immer mehr, was das Leben einem gebracht hatte und was man unbedingt bewahren musste, auf der anderen Seite nahm sich das fortschreitende Leben aber auch immer mehr von einem selbst, vor allem die Leichtigkeit und die Unbekümmertheit, die ich bei vielen Entscheidungen meine Leitfäden nennen konnte, und so fehlte es mir auch an Entscheidungskraft, als mir mein Unternehmen, das in der Zwischenzeit zu einem großflächigen Aktienunternehmen expandiert war, um sich im internationalen Marktgeschehen neu und einfacher kapitalisieren zu können, mitteilte, dass die Absatzzahlen in den letzten Monaten eingebrochen wären, zwar nicht bei der Schweizer Haube, aber bei anderen Sparten, die mittlerweile die tragenden Säulen des Unternehmens waren. Zudem habe man sich mit einigen Investitionen vertan, die die Gesamtbilanz der nächsten drei Jahre nachhaltig in den Keller ziehen würden, und nach den ganzen Notstandsmeldungen, die tagtäglich eintrafen, war ich schlussendlich bereit, den Rat meiner Frau anzunehmen und die Anteile an der Firma endlich zu veräußern, um mit dem Erlös ein gutes restliches Leben zu verbringen, wobei ich niemals in Geldnöte kommen würde. Auch wenn mich mein Steuerbüro einen dummen und närrischen Kopf schimpfte, der erst dann verkaufen sollte, wenn die Aktien besser stünden, so war es mir dennoch ein Wichtiges, mit diesem Kapitel endlich abzuschließen, denn diese Welt hatte sich auf eine Weise verändert, sodass mein antiquiertes ausgebildetes Menschenbild nicht mehr hineinpasste. Meine Unternehmensmacht, die aus dem Familienverband heraus entstanden und gepflegt worden war, hatte die kapitalisierte Welt mit den gängigen Tricks der Finanzbranche stetig und unnachgiebig ausgehöhlt, sodass ich, als ich vor einigen Jahren die für mich ungerechtfertigte Entlassung von eintausend Mitarbeitern verhindern wollte, da wir gerade vor der Verkündung eines Rekordjahres standen, ohne großes Wimpernzucken einfach überstimmt wurde. Dieser Moment war der Anfang vom Ende, denn mir wurde bewusst, dass niemand mehr auf mein Vetorecht hören würde, ganz gleich, ob ich einer der Eigentümer dieses Unternehmens war oder nicht – und wenn sie darauf gehört hätten, hätten die Verantwortlichen andere Wege und Mittel gefunden, um mein Veto zu umgehen. Sie hatten mich aufgrund meiner seltener werdenden Beteiligung an den Entscheidungsprozessen langsam, aber stetig aus der Firma gedrängt, jenem Unternehmen, das mein Vater gegründet hatte und dessen alleiniger Besitzer ich vor einigen Jahren noch gewesen war; und als ich den Verkaufsvertrag meiner verbliebenen Anteile unterschrieb, war es mir, als ob ich etwas loswurde, das bereits seit langem

wie ein blutsaugender Schmarotzer an mir gehangen hatte und das ich abstreifen wollte. Die Unterschrift unter dem Vertrag war wie eine erneute Befreiung, und obwohl mit meinem Verkauf eine Ära in diesem Unternehmen zu Ende ging und ich eigentlich gedacht hatte, dass meine Kinder irgendwann diese Firma leiten würden, erwuchs in mir keinesfalls das Gefühl, dass irgendein Angestellter der Firma mir eine Träne nachweinte. Aus der Familienatmosphäre, in der jeder jedem half, war eine kapitalistisch orientierte Marktstruktur mit all ihren Aufstiegs- und Abstiegschancen geworden, die sich nicht mehr mit meiner, vielleicht altmodisch anmutenden Philosophie eines Unternehmens deckte. Auf dem Weg nach Hause schlug ich an einer roten Ampel kräftig auf das Lenkrad meines Wagens, schrie mir die angestaute Verstimmung von der Seele und seither habe ich mir niemals wieder ernsthafte Gedanken über meine ehemalige Firma gemacht, über deren Entwicklung, Strategien und Pläne für die Zukunft, die nicht mit dem verklärten Bild meines Vaters zu tun hatten, wie er mit seinem alten Wagen von Ort zu Ort fuhr, um seine Schokolade mit dem unvergleichlichen Schmelz feilzubieten.

Inzwischen hatte ich mich insgesamt ins Privatleben zurückgezogen; auch an den anderen beiden Beteiligungen, dem Verlag und dem Café, hatte ich nur noch einen geringen Einfluss, was im Gegensatz zur einstigen Schokoladenfirma kein schlechtes Bild nach sich zog, und als meine beiden Töchter alt genug waren, um auch eine lange Reise ins Ausland ohne Probleme mitzumachen, erfüllte ich mir einen lang gehegten Traum, dessen Ursprung in der dritten Tasse schwarzen Tee nach dem Ausflug nach Ceylon und Assam lag: eine ausgedehnte Reise dorthin, wo dieses herrliche Getränk das Licht der Welt erblickte: nach Indien. Weites Land, wohin man blickt, grünt es, und im Hintergrund erheben sich majestätisch die Berge, deren Gipfel entweder in einem glänzenden Weiß in der Sonne erstrahlen oder von einem mystischen Wolkenvorhang umgeben sind, hinter dem sich die örtlichen Götter aufhalten sollen. Diese Reise war für alle Beteiligten eine Grenzerfahrung, nicht nur, weil das Leben an diesem Ort der Erde ein völlig anderes und mit gänzlich unterschiedlichen Vorzeichen versehen war, nein, auch weil die Menschen diesen Ort zu einem besonderen machten; ein Ort, an dem zugleich das herrlichste Getränk der Welt entstand, ohne dass der Besucher das Gefühl hatte, dass dies wirklich geschah. Wir Menschen in den Industrieländern schienen vergessen zu haben, was es heißt, das alltägliche Leben höher einzuschätzen als das spezielle, und die Menschen, die an diesem Ort der Welt ihr tägliches Leben dafür einsetzten, dass andere Menschen an einem völlig anderen Ort der Welt beglückt aufschreien, wenn sie den Duft eines guten Tees in der Nase haben, wirken befreiend, denn an diesem Ort erfuhr ich zum ersten Mal, worin der Sinn unserer menschlichen Tätigkeit unserer Zeit liegt: in dem puzzleartigen Verhalten, das in der Gemeinschaft aller zu einer großen Triebfeder wird, die das menschliche Leben global antreibt. Der einzige und für mich entscheidende Unterschied, den ich in diesem Bestreben erkannte, war jedoch, dass der Europäer aus seiner geschichtlichen Stellung

heraus die Macht hatte, die Triebfeder zu steuern, während die meisten anderen Menschen nur ein kleines, ausführendes Rädchen in dem großen Gefüge waren. Umso einfacher erschien mir das Treiben an jedem Tag hier in Indien, wo die Menschen morgens in die Hänge gingen, die Teepflanzen pflegten oder pflückten und abends wiederkehrten, entweder mit der Ernte oder mit dem Gefühl, das Notwendige im Kampf gegen Schädlinge getan zu haben – mit dem einfachen Gefühl, der eigenen Aufgabe gerecht geworden zu sein. Die Einfachheit des Lebens beeindruckte mich, in dem nicht danach gefragt wurde, welche Konsequenzen eine Entscheidung auf lange Frist hatte oder welche Positionierung innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft die optimale sei, sondern in dem die Frage gestellt wurde, was mit dem Abend innerhalb der Familie, der Ortsgemeinschaft oder unter Freunden angefangen wurde. Die an diesem Orte waltende Angstfreiheit, die sich mit dem guten Absatz der Teepflanzen in aller Welt ergab, ließ mich im Leben zum allerersten Mal spüren, was es bedeutet, sich in seinem eigenen Leben so richtig sicher zu fühlen; auch früher wusste ich darum, dass die Umarmung meiner Frau Sicherheit bedeutete oder dass meine ihr jene gab, die sie suchte, und dennoch gab es außerhalb Unsicherheiten in Hülle und Fülle, die es an diesem Ort in Indien weitaus weniger gab – oder die weitaus weniger wichtig waren. Zugleich jedoch waren wir sehr willkommen und wurden äußerst gastfreundlich aufgenommen; alle Menschen an diesem Ort vermittelten uns, dass es andere Arten eines glücklichen Lebens gab, und der aufmerksame Besucher konnte erahnen, worin das Glück der Menschen an diesem Ort lag: in dem festen Zusammenhalt der Gemeinschaft.

An einem der Morgen in der ersten Woche gingen wir vier mit einem Führer in der Gegend wandern, besuchten Teegärten, in denen Tee angebaut wurde, den ich in einem Jahr in meiner Heimat trinken würde, ich sprach mit den Besitzern und Betreibern von Teeplantagen und sah den Menschen beim Herstellen eines guten Tees zu, vom Pflücken über die Fermentierung, das Sortieren und die Lagerung bis zum Heranziehen neuer Setzlinge erschloss ich mir den langen Weg, den eine Pflanze macht, ehe sie zu dem wohlschmeckenden Blatt heranreift, das später die goldene Farbe in meiner Tasse hinterließ. Vielleicht muss ich am Ende und im Rückblick zugeben, dass mich die Schönheit der Gegend, die Freundlichkeit der Menschen dort und das Ergebnis ihrer Mühen zu sehr vereinnahmten, als dass ich eine objektive Beschreibung der Welt an den Hängen des Himalayas anbieten kann, doch das, was ich mit Sicherheit sagen kann, ist, dass dieser Besuch an dem Ursprung meines Genusses mir einen viel weiteren Blick auf das gab, was in der Welt vor sich ging, selbst weit über das, was ich bereits aus dem Geschäft mit der Schweizer Haube wusste. Es war, so glaube ich, das Wissen um die eigene Wegfindung im Leben, die mich diese Dinge sehen ließ, die mir vorgab, in welche Richtung ich blicken und welche Details ich erkennen sollte, um später sagen zu können, dass ich ein Gefühl davon habe, was es heißt, wahrhaftig zu leben. Nach

der Rückkehr aus Indien war wenig wie vorher; der Gang meines Lebens veränderte sich, wurde bewusster, intensiver, farbenfroher – und am Ende glücklicher.

Die Jahre zogen ins Land und ein Jahr nach meinem sechzigsten Geburtstag wachte ich eines Morgens auf und konnte kaum aufstehen, mein ganzer Körper schien aus dem Gleichgewicht geraten zu sein, sodass ich von meiner Frau behutsam ins Auto gesetzt und zum Arzt gefahren wurde. Zunächst konnten sie in den vielen Untersuchungen nichts Genaues feststellen, sodass Aufnahmen von meinem Inneren gemacht wurden, mit einer Technik, die weit über meinen Verstand hinausging. So faszinierend es war, scheinbar mein Innerstes nach außen zu kehren, um sich an dessen gesunden oder kranken Zustand zu ergötzen, so schwierig war es dann auch für meine Frau, die Diagnose zu verkraften, dass ich Krebs hatte, der begann, in meinen gesamten Körper zu metastasieren, sodass die Ärzte mir zu einer Chemotherapie rieten, die mein Leben um ein oder zwei Jahre verlängern konnte, jedoch kaum länger. Ich hatte mit einer derart schlechten Diagnose gerechnet, und obwohl ich eigentlich keinen Anlass dazu hatte, schien ich jedoch irgendwie zu wissen, was mit meinem Körper geschah; ich saß wissend und unbekümmert im ledernen Sessel meines Arztes und fragte ihn ohne großartige Gefühlsregung, wie lange mein Leben noch andauern würde, wenn ich keine Chemotherapie machen würde. Der Arzt blickte mich lange und nachsinnend an, ehe er langsam und mit spitzer Stimme in den Raum hauchte, dass mir dann nur noch ungefähr zwei bis drei Monate bleiben würden. »Welche allerdings ohne ständiges Besuchen im Krankenhaus, ohne ständige Bestrahlung und Nervenaufreibung für meine gesamte Familie vonstattengehen würden«, bemerkte ich mit dem vollen Wissen um die Tragweite meiner Wortwahl. Meine Frau blickte mich entgeistert an, doch sie verstand wohl an meinem entschlossenen und in völliger Ruhe wirkenden Blick, dass dies nicht der Ort war, an dem sie mich zur Rede stellen sollte, denn sie wusste nur zu gut, welchen Eigensinn ich in der Gegenwart eines anderen Menschen außer ihr und meiner Mutter haben konnte. Ich dankte dem Arzt für seine Mühen, der weiterhin überrascht von meiner Aufnahme schien, sagte ihm, dass ich ihn in den nächsten Tagen wissen lasse, zu welcher Therapie ich mich entschließen würde, nahm meine Frau an die Hand und vereint gingen wir aus dem Zimmer, als ob ich eine Bestätigung erhalten hätte, dass ich einhundert Jahre alt würde. Erst auf halber Strecke nach Hause fiel die Maske von ihr ab und sie fragte mich mit dem ernstesten Unterton, den ich jemals von ihr zu hören bekam, ob ich wahrhaftig daran denken würde, mich eher dem Tod hinzugeben, anstatt mit der Chemotherapie bis zum bitteren Ende zu kämpfen. – »Du hast das richtige Wort verwendet: bitter, denn kein anderes Gefühl kann uns die Therapie bringen; gewiss, ich lebe länger auf diesem Planeten, doch welche Last wäre ich für die Familie und insbesondere für unsere beiden Töchter, die mich derart lange und heftig leiden sehen müssten. Nein, ich werde in die Schweizer Berge fahren und vor meinem Niedergang jene Stätten aufsuchen, an denen sich das Leben meines Vaters veränderte,

und werde dort ruhig den Niedergang meines Lebens feiern, so wie die Firma rund um die Schweizer Haube mit meinem Vater den Aufstieg und unter mir den Abgesang verlebte.« – »Unsere Kinder werden deinen Tod weder verstehen noch verkraften können, denn sie sind noch zu jung, um deine Entscheidung nachvollziehen zu können. Das einzige, was sie sehen werden, ist dein endgültiges Verschwinden, und ich werde ihnen deine Entscheidung kaum beibringen können, oder willst du das im Vorhinein noch versuchen?«, fragte sie mich giftig, ohne es zu wollen, während ich in die Straße einbog, in der wir wohnten. – »Ich weiß, dass unsere Kinder meinen Tod noch nicht verstehen werden und ich weiß auch, dass es für dich umso schwerer wird, je mehr du ihnen erzählst, doch ich hoffe, dass sie meine Entscheidung verstehen, wenn sie selbst Kinder haben und darüber nachdenken, was man ihnen zumuten sollte und was nicht. Ihr seid gut versorgt und besitzt mehr Geld, als ihr in eurem Leben ausgeben könnt, selbst wenn ich meinen Brüdern einen guten Teil noch abtreten werde, damit auch deren Kinder von dem Erfolg ihres Großvaters profitieren können. Das Leben ist nun mal nicht wie die Schweizer Haube, von der man stets wusste, welches Wohlgefallen sie erzeugen kann, wenn man sie in den Mund legt, daher muss man das Schicksal so zu nehmen wissen, wie es sich einem darbietet – ohne allzu großen Frust und mit dem Bestreben, das Beste aus den gegebenen Umständen zu verwirklichen, auch wenn ich weiß, wie schwer das mitunter fallen kann.« – »Somit hast du deine Entscheidung getroffen und wirst allein in die Schweizer Berge fahren, um dich zum Sterben hinzulegen, und ich darf nicht einmal mitkommen, sehe ich das richtig? Du willst als der Einzelkämpfer zu Grabe getragen werden, wie du in deinem Leben stets alleine gegen den Rest der Außenwelt kämpfen wolltest, auch wenn es hier und dort eine Kollaboration gab, mit der du allerdings nur dann ein Verhältnis eingingst, wenn es zu deinem persönlichen Nutzen war?« – »Glaubst du nicht, dass dies der falsche Zeitpunkt ist, mir Vorhaltungen bezüglich meiner Lebensgestaltung zu machen? Ich liebe dich und habe dich stets in Ehren geliebt, wie ich meine Töchter, meine Mutter und meinen Vater und letzten Endes auch meine Brüder liebe, doch der Tod ist eine Entwicklung im Leben, die dir nicht die Gelegenheit gibt, davon zurückzutreten, sollte es nicht so laufen, wie man es sich wünscht. Wenn du möchtest, darfst du gerne mitkommen und ich hatte auch nicht vor, dich zurückzuweisen, doch ich dachte mir eigentlich, dass du ob meiner Entscheidung, die ich ohne vorherige Beratung mit dir für mich selbst getroffen habe, wütend auf mich wärest, sodass ich allein von dannen ziehen müsste«, gab ich mit traurig belegter Stimmlage zurück und fieberte ihrer Reaktion entgegen, die zunächst auf sich warten und meine Verzweiflung beinahe spürbar werden ließ, doch dann schien sie nachzugeben, umarmte mich, da wir in unserer Einfahrt standen, und wir trauerten um die bald endende Zeit, von der wir gehofft hatten, sie gemeinsam in wilder und betörender Schönheit zu verbringen, um zusammen, Hand in Hand, zu altern. Mit dem Mut verzweifelter Eltern, die wissen, dass sie vor ihren Kindern nicht wanken dürfen, gingen wir ins Haus, riefen unsere beiden Töchter

zusammen und erklärten ihnen unter den erträglichsten Umständen, in welcher Zeitspanne sich mein Tod abspielen würde. Der Schock, den beide erlitten, ging tief und war sehr schmerzhaft, dennoch versuchten beide, das Zukünftige zu verstehen, und wollten nicht die Schwachen in der Gemeinschaft sein, obwohl wir das ohne Weiteres verstanden hätten. Doch beide Kinder waren am Abend bereits der felsenfesten Überzeugung, dass sie mir und der Familie am besten helfen könnten, indem sie zeigten, dass sie nach meinem Tode allein mit ihrer Mutter weiterleben können, ohne allzu sehr in eine zerstörende Trauerstimmung zu verfallen. Ich dankte den beiden aus vollem Herzen für ihr erwachsenes Verständnis, auch wenn ich mir sicher war, dass dies eher ein jugendlicher Selbstschutzmechanismus war, um eine traurige und unkontrollierbare Situation gut zu überstehen, und gemeinsam gingen wir daran, die Reise in die Schweiz, zu den Wurzeln der Schweizer Haube, zu realisieren; ich gab meinem Arzt eine Absage an die Chemotherapie und an einem lieblichen Spätfrühlingstag verabschiedete ich mich von meinen Brüdern, deren Familien, meinen Freunden und Geschäftspartnern, und gemeinsam mit meiner Familie fuhr ich von unserem Heim in Richtung Schweiz, mit der traurigen Gewissheit, dass ich unser Haus höchstwahrscheinlich niemals wiedersehen werde, doch die Tatkraft des Augenblicks überwog die quälende Vorausschau auf das, was noch kommen sollte.

Abwechselnd fuhren wir den gesamten Tag hindurch und erreichten am späten Nachmittag die Grenze, von wo aus wir uns neu orientieren mussten, denn in der Erzählung meines Vaters waren die äußeren Umstände ins Traumhafte verzerrt, sodass die Anhaltspunkte seiner Geschichte kaum ins reale Bild passten, da es zudem keinen Berg mit dem Namen Schweizer Haube in der Realität gab. Zum Glück kannte ich die gewünschte Reiseroute meines Vaters, der er im Anschluss an seine Begegnung mit den beiden Greisen auf dem Berg nicht weiter folgte, und schaffte es mit Mühe und Not, den Weg in die Berge hinein zu erraten. Trotz aller Unsicherheit über den genauen Standort seiner Erlebnisse wusste ich sogleich, als ich an dem Wasser vorbeifuhr, dass mein Vater genau dort vor Jahrzehnten gewesen war; das Gefühl in meinem Herzen war eindeutig. Wir suchten uns zwei freie Zimmer in einem nahen Hotel, das in einem der Touristenorte am Weg hinauf zum Pass lag, und verbrachten den Abend mit den alten Geschichten, die mein Vater über seine Begegnung in diesem Teil der Schweiz zu erzählen pflegte, wenn ihn einer danach fragte. Es schien beinahe, dass wir alle zusammen Urlaub machten, viel eher, als dass wir auf meiner Abschiedsreise vom Leben waren, derart frohsinnig waren unsere Töchter und so bezaubernd und in sich gefasst erschien uns diese Gegend, die einen völligen Kontrast zur Welt darstellte, in der wir uns bisher zu Hause gefühlt hatten. In diesem Bereich der Welt tickten die Uhren anders und gaben eine Wirklichkeit preis, von der man getrost sagen konnte, dass sie beschwerdeärmer und friedliebender erschien als alles, was ich bisher in meinem Leben kennengelernt hatte – selbst im Vergleich mit den Hängen von Darjeeling. An diesem Ort das Leben zu beenden, war ein Geschenk des

Himmels; voller Vorfreude ging ich an diesem Abend ins Bett und gleich in der Frühe des nächsten Morgen wollte ich mich alleine auf die Suche nach dem Weg meines Vaters machen, um dem Gefühl nahe zu kommen, das er vor einigen Jahrzehnten verspürt haben musste, als er in diesen Bergen das Rezept der Schweizer Haube niederschrieb, das ich geraht im Auto liegen hatte, sozusagen als Glücksbringer auf einer Reise in die Vergangenheit, ins Ungewisse meiner und meines Vaters Geschichte.

Ungewohnt traumlos verging die Nacht wie im Fluge und ich stand bereits an der Türe, als meine Frau aufwachte und ich ihr einen letzten Abschiedskuss auf die Lippen drückte, ehe ich mich umdrehte und auf den Weg machte. Es herrschte im Gegensatz zum gestrigen Tage ein nasskaltes Wetter, das mir jedoch nichts ausmachte, da ich ob der frühen Morgenstunden warm und wetterfest angezogen war. Kaum dass ich den Schlüssel meines Autos umgedreht hatte, sprang der Motor leise an und ich fuhr zu dem Gewässer, an dem ich gestern gespürt hatte, dass dort mein Vater beizeiten Rast gemacht hatte und nach dem Erlebnis auf dem Berge erneut erwacht war. Ehrfürchtig ließ ich die Reifen meines Wagens über den Schotter des Parkplatzes rollen und ich bekam ein Gefühl dafür, wie sich die Geschichte meines Vaters mit den neuen Eindrücken verband, um an Realismus zu gewinnen. Urplötzlich und ohne Vorankündigung verwandelte sich die vor mir liegende Szenerie, doch nur im Detail: Einige Bäume verschwanden, dafür kamen andere hinzu, die neuen Gatter um das Gewässer verschwanden und wurden zu alten, morschen, doch vor allem verschwanden alle parkenden Autos, sodass ich in dem einzigen saß, das noch auf dem Parkplatz stand. Im Gegensatz dazu hatten sich die Berge kaum verändert, nein, im Nachhinein muss ich feststellen, dass sie sich keinerlei Veränderung preisgaben, sie waren und blieben die ehernen Wächter dieses Tales, das sie mit ihren ehrfürchtigen Hängen und Gipfeln vor dem Einfall der äußeren Welt beschützten. Die größte Verwunderung, der mein Geist unterlag, war jedoch nicht dieser Verwandlung geschuldet, sondern hatte meine Nichtverwunderung als Grund, die sich eigentlich hätte einstellen sollen, doch ich war mir sogleich bewusst, dass mich die Zeitlosigkeit dieser Gegend in jene Zeit zurückversetzt hatte, in der mein Vater hier gewesen war. Ich startete den Motor erneut, setzte langsam zurück, um den Parkplatz auf der festen Schotterstraße zu verlassen, die auf der Herfahrt noch mit einer dicken und widerstandsfähigen Schicht Teer asphaltiert gewesen war. Ohne mir die Frage stellen zu müssen, in welche Richtung ich zu fahren hatte, entschied meine Erinnerung für mich, sodass ich an den beiden Gabelungen den wahren Weg nahm und mich auf den Ort zubewegte, in dem mein Vater damals Zuflucht vor dem Unwetter gefunden hatte. Mit einem Mal verdunkelte sich der Himmel über mir und es fielen bereits nach kurzen Augenblicken heftige Regentropfen, die derart auf meiner Frontscheibe tanzten, dass ich jeden Zugang zur Außenwelt verloren zu haben schien, doch nach einigen langsam gefahrenen Metern stand ich bereits inmitten einer kleinen Siedlung und parkte unter einigen

Bäumen, die mir als Parkplatz bis zum Ende des Unwetters dienen sollten. Die Heizanlage arbeitete unermüdlich, um die Feuchtigkeit aus dem Fahrzeug zu drängen, doch die Welt schien in herabfallenden, sintflutartigen Wassermassen ohne Wiederkehr unterzugehen. Meine Gedanken schweiften, da mein Blick auf den Innenraum meines Wagens isoliert war, zu meinen Liebsten, die jetzt höchstwahrscheinlich am Frühstückstisch des Hotels saßen und mir das Allerbeste auf dem Weg zu meines Vaters Vergangenheit wünschten, als ohne Vorwarnung und zum großen Schrecken für mich ein Mann an meine Fensterscheibe klopfte und andeutete, dass ich mich aus dem Wagen zu ihm in die gute Stube bewegen solle. Ich erkannte an den schemenhaften Gesichtskonturen, dass dies ein älterer Mann sein musste, nahm mechanisch und ohne genauen Grund den Rahmen mit dem Rezept der Schweizer Haube vom Rücksitz und schützte mich mit einem übergeworfenen Mantel vor dem niederprasselnden Regen, ehe ich in die warme Stube trat und das Tosen der prasselnden Regentropfen beinahe verschwand, als der Greis hinter mir die Türe schloss. »Welch ein Wetter«, begann der alte Mann und deutete mir einen Platz an dem großen Tisch an, der inmitten der Wohnstube stand, »man könnte glatt meinen, die Welt wolle in einer neuerlichen Sintflut untergehen. Dies ist meine Frau«, sagte er und deutete auf die am Herd stehende Person, der ich erst jetzt gewahr wurde und die in einem Topf ruhig und ohne allzu große Hektik gleichmäßig rührte. »Es gibt warme Suppe«, sagte sie, indem sie sich umdrehte und ich auch ihr greisenhaftes Gesicht näher betrachten konnte, »nach dem kühlen Nass von oben gewiss eine angenehme Stärkung, nicht wahr?« Im ersten Moment war ich verwirrt, denn eigentlich hatte ich bereits begonnen, instinktiv im ganzen Raum nach den Schokoladenförmchen zu suchen, und war zudem äußerst verwundert, dass die Luft in der Stube nicht mit jenem süßlich-herben Duft schwanger ging, wie es aus meiner Erinnerung von den Erzählungen meines Vaters zu erwarten gewesen wäre. – »Ja sicher«, antwortete ich mit sichtlicher Verwirrung, »nach dem nasskalten Regen wäre eine Tasse Suppe eine wundervolle Mahlzeit«, setzte mich an den Tisch und ignorierte das klamme Gefühl, das die nasse Kleidung in mir auslöste. Als ich mich zu dem Greis umdrehte, sah ich ihn das gerahmte Rezept betrachten. Währenddessen brachte mir seine Frau eine Tasse mit einer herzhaft riechenden Suppe, deren Einlagen schmackhaft aussahen und unter den Fetttröpfchen zu tanzen schienen. – »Was muss ich hier erblicken?«, warf der Mann mit einem Mal voller Erstaunen in seinem Ausdruck in den Raum, »darf ich fragen, woher sie dieses gerahmte Schokoladenrezept haben?« Während er und seine Frau gebannt auf die Rezeptniederschrift meines Vaters blickten, erkannte ich endgültig, dass diese beiden Greise exakt der Beschreibung meines Vaters glichen, sodass ich mir gewiss sein konnte: Sie schienen Nachkommen der zu sein, die mein Vater vor vielen Jahrzehnten hier in diesem Teil des Tals gefunden und bei denen er das Rezept der Schweizer Haube niedergeschrieben hatte. Der Greis legte den Rahmen auf den Tisch, auf dem meine Suppe weiterhin dampfte, und untersuchte unterm düsteren Licht die alten Zettel, die immer

noch die Knickstellen vermuten ließen, die entstanden waren, als mein Vater das Rezept in seiner Hosentasche von hier fortgetragen hatte. – »Das Rezept«, begann ich nach einiger Zeit, »brachte mein Vater eines Tages aus diesem Gebiet der Schweiz mit nach Hause und meine Eltern begannen daraufhin mit der Produktion dieser Schokolade, die mittlerweile von der ganzen Welt geliebt wird. Überall dort, wo man sich eine Schokolade kaufen möchte, hat man die Wahl zwischen leblosen Plagiaten und dem unglaublichen Schmelz der Schweizer Haube. Diese Marke hat alles überstanden, und auch wenn das von meinem Vater gegründete Unternehmen irgendwann untergeht und aufgelöst wird, existiert diese Schokolade weiter bis in alle Ewigkeit, denn sie ist ein Geschenk derselben.« Sekundenlang blickten wir uns gegenseitig in die Augen, doch die Zeit schien stillzustehen, sodass es auch Stunden hätten sein können, in denen wir kein einziges Wort miteinander sprachen; die Welt der Vergangenheit und jene der Zukunft schienen mit der Gegenwart zu kollidieren, um eine neue Wirklichkeit zu erschaffen. Urplötzlich und ohne erkennbare Absicht erhob die Greisin ihren Oberkörper und sagte zu ihrem Mann in einem besserwisserischen Tone: »Siehst du, ich wusste, dass dieser Mann, den du ehemals vor dem starken Regen in unser Haus einludest, das Rezept mitgenommen haben muss, denn unmittelbar nach seinem Besuch waren die Seiten im Buch mit meinen Rezepten leer und wir konnten uns beide in unserer greisenhaften Schusseligkeit nicht an die Zusammenstellung erinnern! Das Wiederauftauchen des Rezeptes erklärt hingegen alle Veränderungen, die wir in den letzten Jahrzehnten mitmachen mussten und die dadurch verhindert worden sind. Essen Sie nur in Ruhe Ihre Suppe«, sagte sie mit einem bestimmenden, aber keinesfalls säuerlichen Ton zu mir, »ich werde sogleich ein wenig Schokolade aufsetzen, die zu probieren wir beide so viele Jahre verzichten mussten.« Mit einer unglaublichen Selbstverständlichkeit nahm sie den Rahmen mit dem Rezept, stellte es auf die Anrichte neben dem Ofen und begann mit größter Sachlichkeit, die einzelnen Zutaten zusammensuchen, ehe sie dieses wundervolle Gedicht eines Rezeptes in einer vollkommenen Fertigkeit zur Wirklichkeit brachte, sodass ich erneut die Suppe vergaß und diese auch erst zu mir nahm, als sie bereits erkaltet war. An ihren Geschmack kann ich mich kaum erinnern, sie war zwar gut, aber von dem Duft, den die flüssige Schokolade in den Raum abgab, konnte ich nicht genug bekommen, und als ich die Gelegenheit bekam, wie ein Lausbub den Topf auszuschlecken, wusste ich, dass das Rezept hier erneut seine Heimstätte gefunden hatte.

Verträumt blickte ich nach draußen und erkannte, dass sich das Wetter völlig ins Gegenteil gedreht hatte, denn die Sonnenstrahlen brachen sich an den perlenden Tropfen, die noch an der Scheibe hafteten, und blendeten meine Augen, die ich mit meiner Hand schützen musste. Während die beiden Greise über dem nächsten Topf mit flüssiger Schokolade hingen und er peinlichst genau darauf achtete, dass die vollgelaufenen Formen nicht umgestoßen wurden, nahm ich im Stillen Abschied von beiden, öffnete die Türe und ging hinaus, ohne zurückzublicken, aber mit dem

sicheren Wissen um das Glück der beiden Greise. Meines schien auch vollkommen, als ich in mein Auto einstieg, den Wagen startete und die geteerte Bergstraße hinab zum Hotel zurückfuhr, in welches einzutreten einer Rückkehr aus der Ewigkeit ins Jetzt gleichkam. Meine Familie fiel mir um den Hals und ich hatte ihr alles bis ins kleinste Detail zu beschreiben, das Wasser, die Verwandlung, das Unwetter und die beiden Greise, die das Rezept meines Vaters zurückerhalten hatten und gewiss den ganzen Tag damit verbringen würden, Schokolade herzustellen und sich an der Rückkehr des Rezeptes zu erfreuen. »Ich habe mich bereits gewundert«, meinte meine Frau, nachdem ich meine schier unglaubliche Geschichte beendet hatte, an deren Wahrscheinlichkeit jedoch keiner aus meiner Familie zweifelte, »denn als ich in einem Kiosk an der Straßenecke eine Tafel Schweizer Haube kaufen wollte, fragte mich der Mann ernsthaft, von welcher Sorte ich sprechen würde, denn von dieser habe er noch nie in seinem ganzen Leben gehört. Im ersten Moment wähnte ich mich in einem Traum, doch dann kam mir der Gedanke, dass ich zunächst deine Rückkehr abwarten wollte, ehe ich mir Sorgen um meinen Verstand mache.« – »Wenn es ab heute für die Menschen niemals die Schweizer Haube gegeben hat, woher kommt dann mein Wohlstand, den ich besitze, woher kommt meine Realität, wenn es nicht die allgemeingültige ist?« Für einen kurzen Moment schwiegen wir alle vier und dachten an die gemeinsamen Erlebnisse, aber auch an die Veränderung der Wirklichkeit, der allein wir vier nicht unterworfen schienen. »Um das herauszufinden, bleibt uns nicht sehr viel Zeit, doch ich will sie nutzen, denn es macht für mich einen bedeutenden Unterschied, aus welcher Realität ich in die Ewigkeit einziehen werde.« – »Wir werden dich«, sagte meine Frau, »bei deiner Suche nach besten Kräften unterstützen und hoffen, dass du die richtigen Antworten auf deine dich drängenden Fragen erhältst, denn in dem Suchen nach der eigenen Wahrheit finden wir nicht selten uns selbst.«

Diese zutreffende Aussage meiner Frau soll den Schlusspunkt einer Lebensbeschreibung bilden, deren Aufgabe erfüllt scheint, denn mit dem Setzen des letzten Punktes habe ich nun endlich das große Ganze meines Lebens verstanden und sehe eine gute Gelegenheit für alle anderen Menschen, zu einem ähnlich glückbringenden Punkt zu gelangen. Denn worin liegt der Sinn des Lebens, als nach jenem zu suchen?